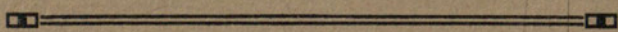


3014

UNSERE JAVA-REISE

VOM 15. OKTOBER 1911 BIS 5. APRIL 1912

TAGEBUCHBLÄTTER
VON DR. JOSENHANS
WILDBAD



ALLE RECHTE VORBEHALTEN



Mit freundl. Gef. von Prof. Dr. Hofmann.

UNSERE JAVAREISE

VOM 15. OKTOBER 1911 BIS 5. APRIL 1912



TÄGEBUCHBLÄTTER

VON

DR. JOSEPH HANS, WILDBAD

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5163266

VORWORT

Die folgenden Tagebuchblätter sind ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt; sie sollten nur dazu dienen, uns selbst unsere Reiseindrücke lebendig in Erinnerung zu erhalten. Es stehen übrigens keine Familien-Geheimnisse drin, deshalb hab ich dem Wunsch vieler Freunde und Bekannten gerne nachgegeben, dieselben durch Druck Jedermann zugänglich zu machen, der sich dafür interessiert.

Wildbad, im Juni 1912

DR. JOSENHANS



3014



17. X. 1911. Lugano. 1 Stunde Aufenthalt: Lieben Wildbader Freunden die Hand gedrückt, einen Blick von der Bahnhofterrasse aus in die entzückende Landschaft getan. Uns von der Ungenießbarkeit des italienischen Kaffees überzeugt und den schlechten Nachgeschmack mit einer Flasche Asti spumante hinuntergespült. Abends in Genua abgestiegen im Hotel Royal Aquila beim Bahnhof.

18. X. Nachts Sturm, Autogerassel und Eisenbahnlärm. Morgens von italienischem Eselgebrüll aufgeweckt. In der via Garibaldi unser Schiffsbillet geholt und uns über die Ankunft unseres Gepäcks beruhigt. Nachmittags unsern Kahn besucht. Mama, tief gebeugt beim Anblick unsrer engen Kabine, ist abends nicht mehr zum Ausgehen aus dem Hotel zu bewegen und verspricht 1000 Mark Belohnung dem, der sie wieder mit nach Hause nimmt. Ich suche meine Fassung wieder bei einem nächtlichen Hafenumbummel durch einige Glas Augustiner aufzurichten mit gutem Erfolg.

19. X. Um 10 Uhr beziehen wir unsere schwimmende Heimat, den Reichspostdampfer „Roon“, und sehen die „Irene“ nach Newyork und den „Bülow“ nach Hause abfahren, was der guten Mama einige bittere Tränen entlockt. Um 12 Uhr pünktlich lichten wir die Anker bei bedecktem Himmel und einem kleinen Spritzregen. Der Lunch hilft über den Tiefstand des Stimmungsbarometers ein wenig hinüber. Blauschwarzes Meer; die italienische Küste mit hohen Bergreihen erscheint stellenweise schön beleuchtet. Es dunkelt. Vergeblich spähe ich nach dem Meerleuchten aus. Um 10 Uhr legen wir uns in die Klappe; sie ist zwar sehr eng, und ich muß mich, soweit es ihre Schmalheit erlaubt, wie der Blitz im Zickzack hineinlegen. Doch herrscht bei offener Luke eine angenehme Kühle und wir schlafen prächtig durch bis 6 Uhr.

20. X. Ein schöner Morgen grüßt durch das „Bullauge“ herein. Das dunkelblaue Meer geht über Violett, Orange und Gelb in den lichtblauen Himmel über. Gegen Mittag erscheint rechts die bergige Insel Ischia, links der italienischen Küste vorgelagert einige kleine gelb-grau-mattgrüne felsige Eilande. Eben, als wir um das letzte links umbiegen, und der Blick in den Golf von Neapel sich öffnet, läutet's zum Lunch, der hastig erledigt wird, um nichts von dem großartigen Schauspiel zu verlieren. Es reicht aber gut: bald nach dem Lunch laufen wir bei strahlendem, heißen Sonnenschein in die weite Bucht und in den Hafen von Neapel ein, das hell beleuchtet in weitem Halbkreis sich um uns aufbaut; die Höhen, der Vesuv und die ferne Felseninsel Kapri verschwimmen fast in dichtem Dunst. Schon rüsten wir uns an Land zu gehen, da heißt's: Halt! Da bleiben! Wegen der Cholera darf niemand an Land, und selbst das Einnehmen von Obst aus den auf das Schiff zudrängenden Ruderbooten ist untersagt. Einige andere nicht choleragefährliche Handelsartikel, Strohhüte, Liegestühle, Nipp-sachen, werden von den Booten aus an langen Bambus-stangen heraufgereicht; Mandolinenständchen mit Gesang werden uns von den Booten aus dargebracht; Blinde und Lahme kommen gerudert und zeigen zum Teil in ekelhafter Weise ihre Gebrechen, und selbst „barmherzige Schwestern“ winken mit umgekehrtem Regenschirm um Almosen für die alleinseligmachende Kirche. Das Anziehendste sind die athletischen braunen Kerle, die nach den hinuntergeworfenen Geldstücken schwimmen und tauchen wie die Fische. So fehlt's also nicht an Unterhaltung, während wir zwischen einem Franzosen und einem Engländer stilliegen, die in derselben Verdammnis sind wie wir. Der Vesuv, der alte Zyklop, scheint heute Feiertag zu machen. Er kommt gegen Abend klarer heraus und legitimiert sich notdürftig durch ein kaum wahrnehmbares weißes Dampfwölkchen über seinem geradlinig abgestutzten, dem Hohenstaufen ähnlichen Kegel. Rasch geht die Dämmerung in eine wahrhaft „italienische Nacht“ über. Am Ufer rings die erleuchtete Stadt und die Lichter des Hafens. Geisterhaft still

schweben die Topplichter und farbigen Laternen der ein- und ausgehenden Schiffe vorüber. Der körperhaft leuchtende Strahl eines großen Scheinwerfers scheint die Umgebung nach feindlichen Schiffen abzusuchen. Gesang und Mandolinenklang erfüllt die Luft. Angenehme Abendkühle und leuchtende Sternenpracht: — mit einem Wort — eine richtige „Italienische Nacht“.

21. X. 12 Stunden, von Mittag bis nach Mitternacht, sind wir im Hafen von Neapel unter der gelben Quarantäneflagge festgelegt. Eine fieberhafte Ein- und Ausladearbeit vollzieht sich im Lichterschein mit Höllenlärm. Wir sind aber so müde von den Eindrücken des Tages, daß wir trotz des Donneregepolters der Dampfwinden herrlich schlafen und frisch und fröhlich in den sonnigen neuen Tag hineinfahren. Der steile, kahle Vulkankegel Stromboli mit einem zackigen kleineren Basalt- oder Porphyr-felsen als Eckstein bildet den rechten Eckpfeiler der Straße von Messina. Links die hohen kahlen Apulischen Berge, rechts im Hintergrund hoch über den Wolken der rauchende Gipfel des Ätna. Bald zieht rechts die scharfe Spitze Siziliens mit einem maurisch aussehenden Turm und einem teilweise in Trümmern liegenden Städtchen vorüber. Dann folgt das schöne Messina mit stattlichem befestigten Hafen. Links Rheggio, dahinter kahle, zerklüftete gelbgraue mit mattem Grün dürrig besetzte Bergreihen. Sandstrombetten laufen gegen das Meer hinab und nur das angeschwemmte Land am Ufer erscheint fruchtbar und mit Städten besetzt. Ärmlich aussehende Dörfer kleben bis an die steilen Felshänge hinauf an den unwirtlichen Bergen, und man fragt sich, von was die Bewohner eigentlich leben, wo kaum noch kümmerliches Grün nur Ziegen ernähren zu können scheint. Es wird Abend. Der hell gelbgraue Ton der Apulischen Berge geht in ein glühendes bengalisches Purpurrot über, während das bisher dunkelblaue Meer sich in ein weißliches Grün mit blauer Schraffierung kleidet. Goldfitter mischt sich darein, darüber der Himmel dunkel stahlblau, nach oben in Violett und Orange übergehend. Zuletzt, wie der Himmel mehr und mehr dunkelt, erscheint das Meer zunächst rosa mit blau gestreift und geht in einen

stahlblauen mit Purpurviolett durchwirkten Smyrna-teppich über.

Auf der sizilianischen Seite ein anderes nicht minder zauberhaftes Schauspiel: glühender Sonnenuntergang hinter dem neutraltinten-blauschwarzen Ätna, dessen Rauchwolke in rötlicher Beleuchtung in die violetten und goldigen Wolken hineinfließt, davor ein weißgrünes, mit Blau und Gold schraffiertes Meer mit einem leuchtenden zitternden breiten Goldband von der Sonne ausgehend nach dem Auge des Beschauers. Der schwarze Umriß eines Segelschiffes im dunklen Hintergrund des Ätna wirkt als prächtige Staffage. Überwältigt, aber glücklicherweise ohne Appetitstörung gehen wir von dem Abendrot zum Abendrot über. Sobald diese Zeilen niedergeschrieben sind, um die Eindrücke noch einigermaßen frisch festzuhalten, wieder hinaus und auf Deck in die kühle, herrliche Sternennacht!

Heute ist das Meerleuchten deutlich, wenn auch noch spärlich. Außer den kleinen hell aufblitzenden Funken beobachten wir mehrere große grünleuchtende Klumpen, Quallen, die sich wie große Lampenschirme unter der Oberfläche dahinwälzen. Heute zeigten sich auch einige Delphine, schienen aber nicht gut aufgelegt zu sein: sie zeigten wohl ihre fette, sichelartige Rückenflosse, machten aber nicht ihre sonst üblichen Sprünge. Ein Buchfink hat heute unser Schiff begleitet; Möwen sieht man nur wenige.

22. X. Wieder famos geschlafen, und in einen prächtigen Sonntagmorgen hinein geht die Fahrt. Nichts mehr von Land zu sehen. Das Meer liegt in bleierner Ruhe und in bleiernem Grau, das im Umkreis des Schiffes in das schönste Waschblau übergeht. Das Schiff zieht eine breite Straße, die genau wie dunkel- und hellblauer mit gitterigem Schaum weißgeädertem Marmor aussieht. Das einzige Erlebnis des Tages ist ein von Missionar Ramming, unserem schwäbischen nach China zurückkehrenden Landsmann, gehaltener schlichter Sonntagsgottesdienst im Speisesaal unserer 2. Klasse. Auch ein Teil des Publikums 1. Klasse tut uns bei dieser Gelegenheit die Ehre ihres Besuches an. Unsere Kabine erweist sich im Vergleich mit anderen als sehr neidlich, besonders durch

das „Bullauge“, welches sie besitzt, und durch welches mittelst einer einfachen Blechrinne, Windfänger genannt, der Luftstrom sehr wirksam hereingeleitet wird.

Meine schöne, neue, kokette Reisemütze hat mir ein scharfer Windstoß über Bord genommen — fahre wohl! Möge dies das einzige Opfer bleiben, das wir dem Mittelmeer zu bringen haben!

23. X. Gestern haben uns zwei Schwalben besucht. Unser Buchfink ist noch immer da und wird mit uns nach Afrika fahren, wenn ihn nicht noch die große schwarze Schiffskatze erwischt. Heute früh spazierte ein Star — vielleicht ein Landsmann — auf der Reeling; seither ist er wieder verschwunden. Wetter schön, See glatt. Ein drohender Gewittersturm hat sich wieder verzogen. Eine Menge Postkarten werden — bäuchlings auf dem Promenadendeck — geschrieben, damit sie morgen früh in Port-Said zur Beförderung gelangen.

24. X. Bald nach dem Frühstück taucht rechts die Nordküste von Afrika auf, topfeben liegen Häuser mit einem Leuchtturm entfernt vor unsern Augen: zuerst Rosette, dann Damiette, die Hafenvororte von Alexandrien. Gegen 11 Uhr wird Port-Said sichtbar. Kurz vor dem Lunch laufen wir in den Hafen ein. Rechts auf der Hafenumauer steht das Lessepsdenkmal, weiterhin, am Ende der den Hafen säumenden Häuserreihe, das prachtvolle, weiße, mit Spitzbogengalerie und grünen Kuppeln gezierte Haus der Suezkanal-Gesellschaft. Schon beim Einlaufen haben wir gesehen, wie eine Rotte schwarzer Teufel mit roten Kopftüchern und in blaue, vom Kohlenstaub geschwärzte Hemden, d. h. Lumpen gekleidet, in einem schwarzen Brodem von Kohlenstaub unter mörderischem Geschrei die Kohle aus den flachen Kohlenbooten in die Schiffe trägt. Auch unserm Schiff blüht dies Schicksal, deshalb wird alles an Deck aufgeräumt, mit Segeltuch überdeckt und das ganze Promenadendeck verhängt. Bald nach dem Lunch werden wir an Land gebootet und spazieren auf der geraden Hauptstraße in die Stadt hinein, zunächst zum berühmten Simon Arzt, einem Kaufhaus, wo man sich mit Tropenhüten, Mützen etc. versieht und gut und reell bedient wird. Daran fügt sich ein längerer Spa-

ziergang, zunächst die Hauptstraße hinein entlang der mehr als primitiven Maultiertrambahn; dann auch noch durch einige engere Straßen und Gassen, deren Holzhütten an malerischem Verfall alles Italienische weit hinter sich lassen. Die besseren Häuser nehmen sich mit ihren bunt angestrichenen Galerien verhältnismäßig freundlich aus; wo aber sich eine Spur von Reinlichkeit zeigt, fällt sie direkt auf. In den Hauptstraßen begegnet man Droschken älteren Modells mit edlen aber meist mageren zum Teil abgetriebenen arabischen Pferden bespannt. Maultierkarren, Eselreiter, Schwarze, Braune, Gelbe und Weiße in buntem Durcheinander. Allerhand Nahrungsmittel, mit Fliegen reich besetzt, werden lärmend feilgeboten, und wo man stehen bleibt, ist man wie von den Fliegen von Hausierern, Gauklern, Wahrsagern jeden Alters und jeder Farbe umringt. Mein guter eichener Wanderstab hält mir mit drohendem Winken die Aufdringlichsten vom Leibe. Ein eigentümlicher Lumpengeruch haftet der ganzen Stadt an. Alles, alles sieht verkommen aus, Häuser, Menschen, Hausrat — alles Lumpen! Während wir einen Kaffee um 1 Mark und ein Glas Bier um 80 Pfennig unter den Arkaden eines Cafés nahe dem Hafen genießen, wird das Gedränge der großen und kleinen Spitzbuben derart, daß man sich ihrer kaum erwehren kann. Ein kleiner, pechschwarzer Junge benützt jeden unbewachten Augenblick, um mir mit seiner Stiefelbürste zart über einen Fuß zu fahren und mit seinen weißen Zähnen freundlich grinsend sich schüchtern zurückzuziehen, wenn ich mich nach ihm umkehre, bis ich ihm, durch seine Beharrlichkeit erweicht, die Erlaubnis zuwinke. Gibt man dann den Kerls einige Kupfermünzen, so ist es nie genug, bis man sie schließlich mit drohend winkendem Stock abtreibt. Mücken umschwirren den Spaziergänger, Staub fliegt ihm in Augen und Gestank umweht ihn, daß er sich nicht mehr wundert, wenn Seuchen aller Art hier ihr Hauptquartier haben; wieviel sieht man nur Pockennarbige und Menschen mit halberloschenen, entzündeten Augen, um die ringsum die Mücken sitzen! Einige staubgraue Palmen und Tamarisken und die kleinen bohnenbehängenen Akazien an den Straßen sind nicht geeignet, dem Auge einen erfrischenden Ruhepunkt zu gewähren.

Nun haben wir eine für alle fünf Sinne recht eindringliche Probe vom Orient gehabt und fühlen uns wie zu Hause, als wir gegen 4 Uhr wieder auf unserem schmucken Lloydschiff angelangt sind. Die Kohlerei ist glücklich schon beendet und hat durch die Gunst der Windrichtung unser Achterschiff von Kohlenstaub verschont; doch sorgt das hinter uns liegende Schiff dafür, daß wir nicht ganz unverkohlt davonkommen. Gegen 5 Uhr soll's weitergehen in den Suezkanal hinein. Von Port-Said haben wir noch die Nase voll. Ein wundervolles Abendrot erhebt sich über Port-Said: über dem dunkler werdenden Meer wässerig helles Lichtgrün, darüber lange rosige Streifen, darüber dunkle Wolken. Als prächtige Silhouette erscheint beim Verlassen des Hafens rechts in dem hellgrünen Himmel der Palmenhain mit einigen Stationshäusern am Eingang des Kanals. Links gelbe, goldgetönte Sandmauer. Bald dunkelt es völlig. Vor uns her geht die „Feuersäule“ des Scheinwerfers, geräuschlos, langsam gleitet das Schiff zwischen den engen, jetzt dunkeln Sandmauern des schmalen Wasserbandes.

25. X. Wieder eine gute, geruhsame, kühle Nacht hinter uns. Ich stehe mit Tagesanbruch auf, um mir nichts Sehenswertes entgehen zu lassen. Im Schlaf haben wir den großen Bittersee durchmessen, nur flüchtig hat uns der stärkere Gang der wieder Volldampf gehenden Schraube geweckt. Jetzt, beim Morgenrauen, sind wir nahe am Ende des kleinen Bittersees, durch dessen Mitte die schmale Fahrbahn durch Boien abgesteckt ist. Vergeblich spähe ich nach den aus Reisebeschreibungen bekannten Schwärmen von Zugvögeln aus; nur zweimal ein kleiner Flug Wildenten belebt die Stille und Öde. Die ganze linke Kanalseite bis Suez gibt den eindringlichsten Begriff der Wüste, großartig, überwältigend in ihrer Einförmigkeit, fast als wäre der endlose Sand mit dem Rechen geebnet.

Wie der Kanal sich wieder zum ganz schmalen Durchlaß verengt, fehlt es rechterhand nicht an landschaftlichem Reiz und Staffage. Von Zeit zu Zeit ein hübsches Stationshaus in einem kleinen Palmen- und Tamariskenhain bildet eine recht freundliche Oase. Dahinter

breite gelbe Sandebene, durchzogen von blauen Wasserstreifen und herrlich frischgrünen Flächen mit ärmlichen Dörfchen, stets von Dattelpalmengruppen umgeben. Dahinter eine prächtig beleuchtete steile, kahle, zerklüftete, lange Gebirgswand, die die Wasserscheide gegen das Niltal bildet. In diesem Gemälde gibt es in der Tat keine stilvollere, passendere Staffage, als das Kamel, sei es, daß es in Gruppen, alte und junge, Schimmel und Braunen, zusammen weidet, oder mit einem ebenholzschwarzen sudanesischen Polizeimann als Reiter rasch dahintrabt, oder eine kleine Karawane bildet, Frauen und Hausrat daraufgepackt, hinterher Männer zu Fuß und auf Eseln, zum Schluß ein paar Ziegen, ein Nomadenidyll.

Wenn wir zurückblicken, schließt sich alles zum gelben Wüstenbilde zusammen, in welchem als einzelne erhabene Punkte die Dampfer hervorragen, die hintereinander in Abständen den weltverbindenden Kanal entlang ziehen.

Endlich erscheint rechts eine größere Oase, die — von ferne wenigstens — nicht unschöne Stadt Suez, mit stattlichen Häusern und Minarets und zwei hohen Wassertanks auf eisernen Türmen. Noch etwas weiter erscheint der Hafen von Suez mit rauchenden Dampfern und hohen Dahabienmasten. In weitem Bogen nähern wir uns der schmucken Villenstraße, welche hinter herrlich dunkelgrünen Bäumen und Blumengärten einige prächtige europäische Paläste verbirgt. Und nun geht's hinaus in das durch seine Gluthitze berühmte rote, in Wirklichkeit je nach Tiefe herrlich grünblaue oder blaugrüne Meer.

Kaum auf der offenen See angelangt, wird angehalten. Ein Motorboot mit der Lloydflagge eilt uns nach mit der Post. Einige Dahabien legen an unserer Brücke an, die eine bringt einige Körbe Truthühner, die, scheinbar nach längerem Handeln, an Bord gekrant werden, die andere holt Ladung von uns ab, um sie an Land zu bringen. Ein anziehendes Schauspiel, wie das alles unter dem üblichen Geschrei besorgt wird. Nachdem noch unser Hilfssteuer, das wir durch den Kanal gebraucht haben, wieder an seinem Platz auf dem Hinterdeck geheißt ist, geht's weiter. Das Meer ist so blaugrün, wie auf den griechischen Rottmannbildern, links liegt gelbe Wüste, rechts erhebt sich in

zarten Farbentönen ein hohes, schroffes, nacktes Gebirge. Gegen Mittag wird's heiß, doch fehlt's nicht an einem erfrischenden Lufthauch. Die Sandebene links wird im hellen Sonnenschein weiß wie ein Schneefeld, und auch hier erhebt sich jetzt eine stattliche Bergkette, deren steile Abrutsche wie im Firnschnee weiß erglänzen. Einige stolze, dem Hohenstaufen nicht unähnliche Bergkegel sind darunter: — wir gehen der altehrwürdigen Stätte des Gesetzesbergs entgegen. Da erscheint ein prächtiger, hoher, schroffer Berg mit zerklüfteten Abhängen, der uns imposant genug erscheinen will für die Vermittlung der Bundestafeln an das Volk Israel; wir lassen uns aber belehren, daß er's nicht ist und sprechen einen andern noch höheren Felsgipfel für den heiligen Berg an, der dahinter erscheint. Der Abend verglimmt rasch, ohne daß uns der Himmel ein besonderes Feuerwerk anzündet. Die linksseitigen, jetzt wild-zackigen Bergformen tauchen in dunkles Stahlblau, der rechtsseitige Höhenzug geht schnell über Rosa zu Violett über, um nachher wieder in gespenstigem Weiß aus dem Dunkel hervorzutauchen.

26. X. Das einlullende rhythmische Stampfen der Maschine in Verbindung mit dem dumpfen Rauschen der vom Schiff durchschnittenen Wellen schwillt gegen Morgen zu einem mächtigen Brausen an, und zum ersten Mal fühlen wir die Bewegung des Schiffes, als würden wir sanft gewiegt und stoßweise von hinten nach vorn geschoben. Wir haben Achterwind und die weißgekrönten Wellen überholen von hinten das Schiff: daher das brausende Geräusch. Prächtig sieht die bewegte dunkelblaue See mit den weißen Schäfchen aus; der Gang des Schiffes ist dabei noch ruhig genug, um niemand Anlaß zur Seekrankheit zu geben. Die Ufer sind verschwunden, und wir erleben heute nichts, rein nichts, als das heitere Schauspiel eines Schwimmbads auf dem Deck erster Klasse. In aller Morgenfrühe wurde ein mächtiges Segeltuch an den Rändern hochgezogen und mit einigen Kubikmetern Seewasser gefüllt. Ungeniert schwimmen und pfludern die Herren im Badkostüm, bevor noch die Ladys aus den Federn kriechen. Über Mittag wird's kräftig warm, zumal auf unserer Sonnenseite, so daß man schon beim ruhigen

Sitzen sanft in Schweiß gerät. Trotzdem rafften wir uns zu einer allerdings nicht allzu heftigen Wiederaufnahme unserer holländischen Studien auf. Unserem Zimmer Nachbar, einem Holländer, ist heute Nacht ein fliegender Fisch zugeflogen, durch die Luke unter sein Bett. Ich habe leider nichts Lebendiges zu Gesicht bekommen, auch das Meerleuchten war gestern Abend weniger als je. Vielleicht ist es den Leuchtthierchen noch nicht warm genug.

Freitag, 27. X. Heut macht's warm! Mama schläft schlecht, verliert in bedenklicher Weise den Appetit und die gute Laune. Viel erlebt wird heute nicht, aber auch das Kleinste gewinnt auf dem Schiff Interesse und Bedeutung. Schon in aller Frühe ist das große Schwimmbad, ein Segeltuch mit ca. 7 Kubikmetern Wasser, auf dem Hauptdeck aufgeschlagen. In Ermangelung einer Badhose nehme ich das salzige Bad in meiner Nachthose. Nach dem Frühstück sehe ich zum erstenmal eine Katzenwäsche: der schwarze Schiffskater wird unter heftigem Widerstreben in einen Eimer getaucht und gewaschen. Beim Herauskommen bietet er das bekannte Bild des entsetzlichen Katers, wie man ihn bei Busch abgebildet sieht und schüttelt in drolliger Weise seine vier Pfoten ab, eine nach der andern.

Im Lauf des Vormittags erscheinen einige Schwärme fliegender Fische; man muß aber sehr genau zusehen: sie sind viel kleiner, als ich sie mir gedacht habe und nehmen sich etwa aus, wie ein Flug Spatzen oder unendlich kleiner Rebhühner, wenn sie aus einer Welle herausflattern, einen kleinen Bogen machen, und aufspritzend wieder verschwinden. Mama kommt nicht zu Tisch, weil sie nicht essen kann. Wer bei Tisch erscheint, bei dem erfüllt sich das alte Wort: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen“. Nach dem Mittagschläfchen bewölkt sich der Himmel, das Meer wird grau; es kommt aber nicht zum Regnen, doch erhebt sich ein frischerer Wind. Eine Falkenjagd hält die Gemüter längere Zeit in Aufregung. Zwei rötliche Falken (unserem Turmfalken ähnlich) machen Jagd auf einen Buchfinken, der nebst einigen Schwalben das Schiff begleitet.

Die letzteren fürchten sich nicht, sie sind zu fluggewandt, um erwischt zu werden. Nach einiger Zeit ist unser Fink verschwunden, — ist er den Falken zur Beute geworden?

Wir haben's in unserer Kabine noch herrlich gegen einer holländischen Apothekersfamilie, die zu Fünfen, resp. 5 $\frac{1}{2}$ mit einer zweischläfrigen Kabine verlieb nehmen mußte: die Frau in einem Bett; die zwei größeren Jungen im andern; der Vater auf dem Sofa, die Babu mit dem ganz Kleinen, Zweijährigen — auf dem Boden. Der drollige kleine Kerl ist furchtbar anhänglich an seine häßliche kleine chinesische Babu. „Babu! Babu!“ heult er kläglich, wenn ihn ein Fremder auf den Arm nehmen will.

28. X. Heute scheint uns das Rote Meer zum Schluß noch imponieren zu wollen: ein starker Wind kommt auf und bringt hohe Wellen, die glücklicherweise ganz von vorn kommen — sonst wäre das Schiff bald mit Seeleichen bedeckt gewesen. So ist es nur ein prächtiges Schauspiel und niemand wird ernstlich krank. Scharen von fliegenden Fischen flattern auf und sehen bei auffallendem Licht diesmal blendend weiß aus, wie kleine Möwen. Von einem fürchterlich öden Felseneiland, dem ersten der sog. 12 Apostel, das links erscheint, kommen einige prächtige Seevögel mit langen, schmalen, oben braunen, unten weißen Flügeln, schwarz gezeichnetem Kopf und hellen Schnäbeln herbeigeflogen, streichen pfeilschnell dicht über die Wellen dahin und machen Jagd auf die fliegenden Fische. Ich halte sie für Fregattvögel.

Nun erscheint links die ganze Reihe der kleinen, nackten, schroffen Felseninseln, die schon erwähnten 12 Apostel. Der Himmel ist weißblau, die Sonne brennt heiß, dabei ist den ganzen Tag starker Seegang mit weißschäumenden Wellen; doch geht das schwerbeladene Schiff merkwürdig ruhig. Nach dem kleinen Abendkonzert, während dessen wir auch rechts dunkle Felseninseln — schnöder Weise ohne Leuchtfeuer, wegen des türkisch-italienischen Krieges — beobachten, gehen wir friedlich in unsere Kabine. Ein zwar warmer, aber doch recht nasser Wassersturz durch die Luke bis in die Betten herein weckt uns recht unsanft aus dem ersten süßen Schlaf. Meine sämtlichen Monturstücke, die am Kopf-

ende des Bettes hängen, sind tropfnaß, auf dem Sofa ist ein See klebrigen Salzwassers, aus dem wir in aller Eile unsere Habseligkeiten, Bücher, Hüte etc. retten. Dann die Luke geschlossen und wieder ins nasse Bett, nachdem ich den elektrischen Windflügel angedreht und dabei noch einen hübschen elektrischen Schlag in die Finger gekriegt habe, weil ich eine nasse Hand habe und barfuß auf dem nassen Boden stehe, also ein „guter Leiter“ bin. Aber nach kurzem Versuch wieder zu schlafen, sehen wir ein, daß an eine Nachtruhe in dieser Luft nicht zu denken ist. Sollen wir die Luke wieder aufmachen und neue Überschwemmung riskieren, oder auf Deck ausquartieren? Wir entschließen uns schüchtern zu dem ersteren, sind aber durch das unangenehme Erlebnis recht nervös geworden und horchen mit ängstlicher Spannung auf das raketennähnliche Zischen der an der Schiffswand heraufschlagenden Wellen, jeden Augenblick gefaßt auf eine neue Bescherung. Glücklicherweise kommt keine mehr, und wir schlafen schließlich noch besser, als es anfangs zu hoffen schien. Mamas Stimmungsbarometer, das schon vorher nicht hoch stand, ist noch bedeutend gefallen, und ich muß gestehen, daß die Möglichkeit, bei längerem hohen Seegang noch mehr ähnliche Nächte zu erleben, auch für mich nichts Verlockendes hat. So geht's einem, wenn man sich nicht zum Menschen 1. Klasse aufschwingen kann!

29. X. Sonntag. Freundlicher, aber warmer Morgen; links die Südküste von Arabien mit gelben Sandflächen am Ufer, dahinter steile, kahle, öde Felsgebirge. Im Lauf des Vormittags — wir haben gestern bei dem starken Gegenwind ein Defizit an Seemeilen bekommen — sollen wir nach dem berüchtigten Aden kommen. Jetzt erscheint links ein zackig-wildes Felsgebirge, das, unterbrochen von öden Wüstenstrecken, immer steiler und zackiger wird mit dolomitenähnlichen Türmen, Zinnen und Nadeln, zerklüfteten Abhängen, unterbrochen von gletscherähnlichen Sandströmen von deutlicher Furchung und Häufelung, wie Kartoffeläcker. Zwischen diesem steilen Gebirg und der nächsten noch höheren Felsengruppe ist eine tiefe flache Bucht eingesprengt, deren Hintergrund Baumwuchs zeigt. Da laufen wir in weitem Bogen durch das hellgrün und

seicht gewordene Wasser ein und haben rechts am Fuß des letzten Hochgebirgs die Rhede von Aden vor uns; weiter links in der Bucht hinten liegt der Hafen und die weiße, flache Stadt. Von was lebt in dieser nackten Öde eine Stadt? Viele große Schiffe liegen am Fuß des Berges, wo sich die öden kasernenartigen Gebäude an den Berg hinauf anheften. Ein entsetzlicher Strafplatz für Soldaten und Offiziere! Das erste Schiff, dem wir näher kommen, ist ein deutsches. Gleich darauf nähern sich uns das Lloydpostboot mit sechs rabenschwarzen, zum Teil fast nackten Kerls als Ruderer, dann einige Boote mit der deutschen Kriegsflagge. Einige wenige Boote mit Schwarzen umschwärmen das Schiff, aber da wir zu weit ab vom Ufer ankern, entwickelt sich kein reger Handelsbetrieb. Das Schwimmen und Tauchen um Geldstücke verbietet sich von selbst wegen der zahlreichen Haie, welche die Bucht von Aden unsicher machen. Das Erste, was unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist denn auch das Auswerfen einer Haifischangel von unserem Schiff aus. Aber es beißt keiner an, und erst als der Fleischbrocken wieder von dem derben Angelhaken losgemacht und hinausgeworfen wird, sehe ich zwei kleine Haie einen scheuen Versuch machen, denselben anzubeißen, wobei unsere Herren Fähnriche, die wir an Bord haben, ein kindliches Browningattentat auf sie machen. Wohl hundert schwarze Milane umkreisen nach Möwenart in nächster Nähe das Schiff und nehmen erbeutete Brocken elegant während des Flugs mit dem Schnabel aus den Klauen. Sobald die Post erledigt und etwas Gepäck ausgeladen ist, schon nach einer Stunde, setzen wir uns langsam wieder in Bewegung hinaus auf die längste Meerstrecke unserer Reise, auf den indischen Ozean. Zunächst fahren wir dicht unter der letzten hohen Gebirgskette vorbei, welche den Hafen von Aden flankiert: — ein schroffer, zackiger Fels mit senkrechten und wagrechten Schraffierungen, Auswaschungen und Furchungen. Gletscherartige Sandströme laufen auch hier bis zum Meer herunter und sind ganz unten mit eben sichtbarem, äußerst fadenscheinigem Grün bekleidet, dem einzigen Grün, das das Auge in dieser wildzerrissenen Felsenwelt von grauiolettem Photographieton labt. Auch

von hinten her, nachdem wir an dem Felsstock vorbei sind, zeigen sich noch Häuser und Befestigungen in den tiefen Einschnitten des Gebirgs. Das vor dem Felsen hellgrüne Meer geht rasch wieder in dunkles Grün und dann in das tiefe Blau des Ozeans über. Ein frischer kühler Wind empfängt uns und erquickt uns nach der Schwüle des Roten Meeres und des Glutofens von Aden. Die Stimmung an Bord ist den ganzen Abend eine gemütlichgehobene, und eine gute Nachtruhe entschädigt uns für die vergangene Nacht.

30. X. Heute fahren wir längs der afrikanischen Küste hin bis zum Kap Guardafui, dessen kahle, niedrige, durch eine Sandbank mit dem hohen tafelförmigen Gebirgseck verbundene Felsplatte wir rechts liegen lassen. Die links bleibende Insel Sokotra ist zu weit entfernt, um sichtbar zu werden. Das ziemlich hohe Randgebirge des Somalilands erscheint mit Gras bewachsen und kahl, doch läßt sich auf ca. 15 Kilometer Entfernung darüber schwer urteilen. Einige von uns als Hütten gedeutete Punkte an dem sandigen Ufer und ein Segel lassen doch auf menschliche Bewohner schließen. Dahinter scheint Grassteppe zu liegen. Was mag für ein interessantes Tierleben auf und hinter jenen Bergen stecken? Der Abend bringt Gewitterwolken und einige Regentropfen, es verzieht sich aber wieder alles und eine ruhige Nacht folgt dem erlebnislosen Tage.

31. X. Der Himmel ist bewölkt, infolge davon erscheint das Meer grau. Eine kaum sichtbare Dünung läßt das Schiff sanft schaukeln, was bei den Seeschwachen schon Unbehagen hervorruft, so bei Mama. Gegen Mittag wird das Wetter wieder ganz heiter und die See ruhig. Ich beteilige mich zum ersten Male am Schuffle-board*) und lese etwas holländisch, während Mama durch ruhiges Liegen im Bordstuhl wieder lebendiger wird.

31. X. bis 4. XI. Diese Tage einförmiger Fahrt werden gekürzt durch ein großes Sportsfest an Deck. 12 Nummern von Wettkämpfen und Wettspielen werden nach und nach durchgearbeitet. Ich muß mich zum Schiedsrichteramt

*) bekanntes Schiffsspiel.

hergeben. Ein heißer, nicht ganz von nationaler Eifersucht freier Kampf spielt sich ab. Unsere wackeren, schneidigen Fähnriche haben einen harten Stand gegen die in den meisten Nummern wohlgeschulten Engländer, halten sich aber wacker. Das Hindernisrennen über Stricknetze und Treppen, durch Ventilatorröhren und unter Tauen und Segeltüchern durch, sowie der Boxkampf rittlings auf einer glatten über der großen Badwanne befestigten Stange streifen hart an das Rohe an. In Hochsprung wird Tüchtiges geleistet. Beim Kartoffelrennen gilt es, sechs in einer Reihe ausgelegte Kartoffeln einzeln zu sammeln und in einen Kübel zu werfen. Drollig ist das Herausholen eines Apfels mit den Zähnen aus einem Kübel Seewasser. Schließlich muß ich die Festrede halten, bei welcher die zwei Hauptmacher, ein in der afrikanischen Sonne braun gebrannter wilder, temperamentvoller Deutscher K. und ein zäher Sportsengländer Mr. R. in scherzhafter Weise mit Orden dekoriert werden.

Die See verhält sich im Ganzen sehr ruhig und zeigt nur eine lange sanfte Dünung, welche aber genügt, um die Empfindlicheren, darunter Mama, in stetem Unbehagen zu erhalten. Wir sind mittlerweile tüchtig vorwärts gekommen, legen täglich 320—30 Seemeilen, d. i. ungefähr 600 Kilometer zurück und bekommen jeden Tag einige kurze, aber kräftige Proben von tropischem Regen. Es sind ganz lokale Gewitter, die, zumal bei Nacht, ein prächtiges Schauspiel abgeben. Auf dem Meer ist sonst nichts los, keine Delphine, kein Meerleuchten, nichts als hie und da ein Schwarm fliegender Fische. Am 3. November kommt links eine der flachen, der indischen Küste vorgelagerten Koralleninseln zum Vorschein, im Gegensatz zu den bisherigen wilden, nackten Felseninseln flach und mit herrlichem Palmenwald bedeckt. Ein weißer Leuchtturm nimmt sich von weitem aus wie eine lange schlanke in Weiß gekleidete Dame. Ob die Insel bewohnt ist, können wir nicht sehen; am Ufer liegt ein auf den Strand gelaufener und hinter dem Schornstein entzweigebrochener Dampfer.

Am 4. kommt die Südspitze von Vorderindien mit schönen schroffen Gebirgslinien in der Ferne heraus.

Heute Abend um 10 Uhr sollen wir in Colombo sein. Das Meer ist ziemlich bewegt, grau mit weißen Schäfchen, der Himmel auch grau, wie wir ihn bis jetzt nicht gesehen haben. Einige Delphine, fliegende Fische, zwei rote Falken und ca. fünf 30—40 cm lange dunkle Wasserschlangen kommen zu Gesicht. Man merkt recht deutlich, daß man in die Regenzone und Regenzeit eingetreten ist.

Gegen $\frac{1}{2}$ 10 Uhr erblicken wir zu unserer Freude das Blinkfeuer vom Hafen von Colombo, und schon eine halbe Stunde später laufen wir ein, doch wird's gegen 11 Uhr, bis wir festgemacht haben. Eine „italienische Nacht“ ist so ein erleuchteter und von beweglichen Lichtern durchschwärmter Hafen. Morgen früh 5 Uhr wird geweckt, um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr gefrühstückt und um 6 Uhr soll man an Land gehen, denn es wird an Bord „gekohlt“; da geht man gern, auch wenn kein „Colombo“ auf einen wartet. Zum ersten Male bringe ich die Nacht auf dem Bootsdeck — ganz leidlich — zu und überlasse Mama die durch das zugeschraubte Bullauge drückend luftenge Kabine, die nur durch den elektrischen Windflügel und etwas umhergesprengtes Ozogen noch erträglich ist.

Sonntag, 5. XI. Ein strahlender Morgen, wie wir ihn gestern nicht zu hoffen gewagt hätten; ein Sonntag, den ich nie vergessen werde! Ausgebootet von schwarzbraunen Tamilen, sind wir bald zu Vieren in einem Einspanner verstaubt und auf dem Weg nach Mount Lavinia, einem Strandhotel auf einem Küstenvorsprung, etwa 10 Kilometer südlich von Colombo. Welch eine Fülle von neuen, überraschenden und entzückenden Bildern stürmt auf der herrlich morgenkühlen Spazierfahrt auf den Neuling ein! Zuerst geht's durch die stattlichen Paläste der Stadt, dann über einen Rasenplatz, auf dem elegante Rennpferde getummelt werden; rechts das blaugrüne Meer mit herrlicher Brandung. Dann folgt eine Reihe reizender in Kokoshainen gelegener Villen und Hütten der Eingeborenen, die ihre Morgentoilette machen und den Fremden mit ihren kohlschwarzen Augen und weißen Zähnen freundlich angrinsen, und ihm einen Gruß zurufen oder zuwinken. Autos, Radler und Motorräder schwirren vorüber, große Zebuwagen mit festlich aufgeputzten braunen

Schönheiten knarren langsam durch das Gewühl, kleinere Wägelchen, von einem zierlichen Zwergzebu gezogen, traben vorbei. Links und rechts in den Vorgalerien der Hütten kämten Männer und Weiber ihr langes schwarzes gewelltes Haar und bestecken es mit großen Schildpattkämmen, Kinder springen unsrem Wagen nach. Fußgänger, teils in Sarong und Kabaia, teils in langen weißen Mänteln, teils nur mit einem Lendentuch und bunten Kopftuch schreiten in meist stolzer, aufrechter Haltung. Die schöne Fahrstraße ist von Gärten umsäumt, ein roher Zaun oder eine reichblühende Hibiskushecke gestattet einen völligen Einblick in die Besitzungen, in denen Hühner, Puten und Zebus idyllisch sich umhertreiben. Die Kokospalme mit ihren langen schlanken sanft gebogenen Stämmen herrscht vor, darunter sieht man die großzackigen Blätter des Brotfruchtbaums, großblättrige Bananen, grüne Orangen, dunkelgrüne Fikus in üppiger Pracht, blendende Glanzlichter liegen auf den riesigen Wedeln und Blättern. Überall, schon im Hafen, trifft man Schwärme von Krähen, die unserer Nebelkrähe ähnlich sind. Nach ca. einstündiger Fahrt biegen wir rechts in einen Seitenweg ein und steigen an dem Hotel Lavinia aus, das uns mit seinen Säulengängen und hohen luftigen Speisesälen, Leseräumen etc. aufnimmt. Unser Erstes ist ein Gang auf die Terrasse. Ein breiter, gelber Strand liegt vor uns in blendendem Sonnenglanz, der blaugrüne Ozean rollt lange runde Wellen, die erst am Ufer sich aufbäumen und mit donnerndem Brausen sich überstürzen, um weißschäumend auf das flache Sandufer hinauszuspringen. Wir können uns nicht versagen, trotz kräftigen Sonnenbrands ein Stück weit den Strand entlang zu gehen und einer Schar nackter Gestalten, zum Teil bildschöner, muskulöser, ebenmäßiger, zum Teil langer, hagerer aber sehniger Gestalten, zuzuschauen, welche eben ein großes Netz herausholen, das in weitem Bogen ins Meer hineingelegt ist von den draußen liegenden Fischerkähnen. Es dauert aber zu lange, und wir können das Ergebnis des Fischzugs leider nicht abwarten; wir müssen zurück zum Hotel, indem wir die Bahnlinie überschreiten und durch die Palmengärten und zwischen Hütten der Eingeborenen

wandeln. Nach einem Reistafelfrühstück mit Whisky und Soda fahren wir wieder zur Stadt zurück und treiben uns, nachdem wir in der prächtigen Hauptpost die notdürftigsten Grüße an die Heimat abgelaßen haben, noch in den Hauptstraßen nahe dem Hafen umher. Protzig sitzt Queen Victoria in Marmor am Hafen. Vergeblich suchen wir noch nach einer Obst- oder Früchthandlung, während es sonst tausenderlei reizende Sachen in den Läden zu kaufen gibt. Drollige Elefanten aus Elfenbein und Ebenholz, Schmucksachen und Edelsteine bilden die Hauptartikel. Während unsere Reisegegnossen allerhand Einkäufe machen, halten wir uns zurück in dem Gedanken, daß wir auf dem Rückweg noch Gelegenheit dazu haben, wo wir die Sachen nicht unnötig mitschleppen und vielleicht noch teuer verzollen müssen und zudem besser übersehen können, was der Geldbeutel noch erlaubt. Um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr holt uns eine Dampfpinasse des Lloyd an Bord. Dort herrscht auf dem stillliegenden Schiff eine glühende Hitze und ein buntes Treiben der singhalesischen Händler, bis dieselben wegen der Abfahrt das Schiff räumen müssen.

Gleich vor dem Hafen bedeckt ein ockergelber breiter Streifen das blaugüne Meer. Unser Schiff durchschneidet denselben, so daß in unserem Kielwasser die blaugüne Meerfarbe wieder zum Vorschein kommt: — es ist eine Schicht einer kleinen Farbalge, die diese eigentümliche Erscheinung verursacht. In weitem Bogen wenden wir südwärts und genießen den Rückblick auf Colombo und den Ausblick auf das westliche Ufer der „Rubininsel“ Ceylon. Tief im Inland erscheint eine herrliche Reihe hoher, schön geformter blauer Berge; braungrüne Palmwälder säumen das bald gelbsandige, bald felsige Ufer, an denen die weißschäumende Brandung emporspringt. Fast mit Sehnsucht sieht man hinüber nach diesem Paradies, wo ein harmloses Volk ohne Kampf ums Dasein aus dem reichen Füllhorn der Natur leben — könnte, wenn nicht der habgierige Europäer das Idyll stören würde. In dieses Landschaftsbild paßt der Europäer eigentlich nicht hinein, hierher gehört der naive, nackte, braune Naturmensch, und wenn die Sage hierher die Wiege der

Menschheit stellt, so hat sie wenigstens das poetische Recht dazu.

Gegen Abend erscheint noch eine weißglänzende Stadt in warmen sonnigen Farbentönen, dahinter palmenbewachsene sanfte Hügelreihen, ganz im Hintergrund das hohe Gebirge, wo noch manche unentdeckte Naturherrlichkeiten stecken mögen, und wo der Elefant noch sein ernstes stilles Wesen treibt, — bis auch er den „Segnungen der Kultur“ vollends weichen muß.

Gegen Dunkelheit türmt sich ein schwarzes Gewitter über Ceylon, und flammende Blitze züngeln auf das liebe Eiland herab. Was ein Gewitter für eine bescheidenlokale Kraftäußerung der Natur ist, das sieht man erst, wenn man auf dem weiten Meer draußen ist, wo's Platz genug hat für mehrere Gewitter zugleich.

6. u. 7. XI. Wieder zwei einförmige Tage auf hoher See; der eine trüb durch graue Regenwolken mit fast beständigem Regen, der andere heiter mit einzelnen Tropenregengüssen, die jedesmal eine Fluchtszene auf dem Oberdeck zur Folge haben. Das Meer ist ruhig, aber schon das ruhige Atmen des Ozeans, die lange Dünung, die das Schiff sanft schaukelt, erhält die gute Mama in steter See, „kränklichkeit“.

Mittwoch, 8. XI. erblicken wir schon im Lauf des Vormittags einige bergige Inseln, denen wir nach Tisch zu Leibe rücken. Zunächst erscheint rechts die mit schönem Wald bis ans steile Ufer herunter und bis zu den zackigen Berggipfeln hinauf bewachsene Insel Pulo Bras mit dem schlanken Willemsturm. Sie ist der Eckpfeiler Sumatras. In dem Garten neben dem Wächterhaus kann man die Palmen erkennen. Der Wald gleicht von weitem unserem deutschen Eichwald. Links erscheint eine ähnliche liebe Insel, wo man bis hoch in die Berge hinauf zwischen dem dunkeln Urwald hellgrüne Lücken: — Pflanzungen, erkennt. Darauf erscheint die Rieseninsel Sumatra, zunächst mit einer von sanften, plantagenbedeckten Hügeln aus flach vorgestreckten Landzunge und einem dem Strand vorgelagerten winzigen Korallenriff, kaum größer als unser Schiff, das ein breites niedriges von einigen Palmen umgebenes Haus trägt, und

einen eisernen Leuchtturm. Hinter den sanften Hügeln erhebt sich in schöner Linie der „goldne Berg“, ein hoher Vulkan von geballten weißen Gewitterwolken umlagert. Auch hier sieht man überall Streifen kultivierten Landes sich hoch in die Bergwälder hinaufziehen. Und nun geht's quer über die grüne Malakkastraße hinüber. Morgen gegen Mittag sollen wir Penang auf der Malayischen Halbinsel erreichen. Abends halten wir noch im kleinen Kreis unserer Tischnachbarschaft eine Abschiedsbowle, bevor wir uns nach allen vier Winden zerstreuen. Fräulein B. nach Schanghai; Herr D., der Klavierspieler, nach Sumatra; der nette, wohlgezogene Hamburger G. ist nach Singapore bestellt, bekommt aber bei der Landung in Penang Ordre, gleich dort zu bleiben. L. geht nach Batavia. Mama ist heute Abend sehr munter und nimmt fröhlich an der Bowle teil.

9. XI. Ruhige Fahrt durch die Malakkastraße, kein Land zu sehen. Gegen Mittag erscheint die Insel Penang und bald nach Tisch legen wir an der Landungsbrücke direkt an. Schöner Hafen, dicht mit großen und kleinen Schiffen besetzt. Über der Stadt hängen schwarze Gewitterwolken und versprechen nichts Gutes. Trotzdem gehen wir kouragiert an Land und nehmen uns eine der massenweise bereitstehenden Rikschas, der mit einem menschlichen „Braunen“ bespannten hochrädigen Einspanner, und nun geht's in schlankem Trab durch eine prächtige Allee, zu beiden Seiten von freundlichen Villen und kleinen Eingeborenenhäusern flankiert. Die Bevölkerung ist großenteils chinesisch. Nach einer guten halben Stunde, einen Augenblick durch einen Platzregen aufgehalten, kommen wir zu dem botanischen Garten, Waterfallgarden genannt, der ein enges Tal ausfüllt, das nach hinten in der Wasserfall-schlucht endet. Kaum haben wir einige Schritte getan, da nötigt uns ein tüchtiger und anscheinend nachhaltiger Regen, den zweifelhaften Schutz einiger Orchideenhäuser und später eines Schuppens mit Wellblechdach aufzusuchen, wo wir uns auf umgestülpten irdenen Blumentöpfen notdürftig niederlassen. Glücklicherweise läßt der Regen bald nach, und es erscheinen an den Blumenbeeten, die wir von dem Schuppen aus vor uns haben, einige

prächtige, riesige Schmetterlinge, die wie kleine Vögel aussehen. Bald können wir unsern Rundgang durch den Garten fortsetzen und steigen auf ockergelben Sandwegen durch die Fülle der tropischen Gewächse auf gegen die Wasserfallschlucht. Dort tummelt sich zu unserer Freude eine Menge Affen auf den Kokospalmen und in dem dichten Gebüsch. Ein nur allzuregelmäßig ummauerter See liegt zwischen einigen tempelartigen Kiosks. Beim Rückweg fesselt uns noch ein grünschillernder Eisvogel mit gelbem Schnabel und weißer Brust. Gegen 5 Uhr besteigen wir wieder unsere zweibeinigen Fuhrwerke und lassen uns an den Hafen bringen. Todmüde kommen wir auf dem Schiff an. Neben uns liegt der kleine Lloyddampfer „Malaya“, der den Verkehr von Penang nach Sumatra vermittelt, und einen Teil unserer Reisegesellschaft nach Sumatra übersetzen soll in ca. 14 Stunden. Er sollte um 4 Uhr schon abgegangen sein, kommt aber erst um Mitternacht weg.

Schon in Colombo haben wir eine gelbschwarze ziemlich elegante Dame mit Dienerin aufs Schiff bekommen. Jetzt wimmelt's von Chinesen an Bord. Eine Familie von acht oder noch mehr Kindern der Orgelpfeife nach, Mädchen in blauen seidenen Hosen und Knaben in kakiähnlichen Monturen mit unendlich langen Zöpfen wimmeln auf Deck.

Unser Landsmann, Fähnrich zur See, D. hat gehört, daß im Hotel Runnymede eine an einen Holländer verheiratete deutsche Wirtin, eine Stuttgarterin, sei. Gleich nach dem Abendbrot besteige ich mit F. z. S. von L. zusammen eine Rikscha, D. mit D. zusammen eine zweite und fahren nach dem Hotel. Großer luftiger Speisesaal mit Punkha, dem altmodischen, durch Kulis bewegten Windfächer, und kleinen Eidechsen an den Wänden. Rings herum luftige Galerien. In einer solchen, die unmittelbar nach der See liegt, lassen wir uns nieder. Nur ein kleiner fein gehaltener Rasenstreifen, ein gemauerter Wassergraben (zum Abfluß für die überspringenden Seen) und eine dicke Mauer trennen uns von der nächtigen See, auf der andern Seite, etwa 2 Kilometer weit, erschimmern die Lichter des hinterindischen Festlandes. Der Mond

geht prächtig dahinter auf. Wir trinken drei Flaschen eines mäßigen, lauwarmen Moselweins und begrüßen unsere freundliche Landsmännin. Zu meiner Freude taucht auf einmal auch noch Mama mit Fräulein B. auf, die ursprünglich wegen Müdigkeit zu Haus, d. h. auf dem Schiff bleiben wollten. Bis 11 Uhr sitzen wir da gemütlich zusammen und lassen uns von einem Bremer Herrn W., einem Kollegen unseres Herrn D., der diesen hier abgeholt hat, von den Freuden und Leiden der Tabakspflanzer erzählen. Dann geht's wieder per Rikscha zum Schiff. Nachdem wir noch der Abfahrt der Malaya, die einen Zirkus mit Tigern und Löwen mitführt, zugeschaut, legen wir Beide uns aufs Bootsdeck schlafen, weil man in unserer Bude bei geschlossener Luke (wir liegen mit unserem Bullauge dicht am Quai) nicht existieren kann. Erst einige Stunden später, wo das Schiff sich in Bewegung setzt und wir wieder Luft durch die Luke beziehen können, suchen wir unsere Kajüte wieder auf und schlafen bis zum Frühstück noch kurz, aber gut.

10. XI. Heller Sonnenschein, die Malakkastraße ist spiegelglatt. Links die niedrige Bergreihe der Malayenhalbinsel. Schon gestern hat man unser Sonnendach abgenommen, um die Ladebäume freizukriegen. Wir haben deshalb auf unserem 2. Klasse-Oberdeck keine recht gemütliche Heimat mehr. Schon gestern saßen wir reihenweise auf den Tischen, strampelten mit den Beinen und tranken Bier dazu, um uns über die Ungemütlichkeit wegzuhelfen. Viel Heiterkeit erregt das „Schinkenkloppen“, auf das einige lustige Gesellen verfallen, ein uns bisher unbekannt gebliebenes, aber scheint's unter Seeleuten allgemein und mit Recht beliebtes Spiel, das ohne Apparat und Vorbereitung „aus freier Hand“ gespielt wird. Einer der Mitspieler beugt sich über die Reeling und bietet den übrigen seine mehr oder weniger schön gerundete Kehrseite dar. Ein anderer versetzt ihm mit der flachen Hand möglichst ausdrucksvoll einen Schlag darauf und zieht sich mit unschuldiger Miene unter die Umstehenden zurück. Errät nun der Geschlagene richtig, wer es getan hat, so muß der Attentäter mit ihm die Stelle wechseln, andernfalls muß er selbst noch einmal herhalten, bis er

richtig rät. Es geht also hier buchstäblich nach dem Sprichwort: „An der Klaue erkennt man den Löwen“. Einer der mitspielenden Matrosen erkannte sofort richtig die kräftige Tatze eines seiner Kollegen: — „Karle,“ rief er ihm zu, „du bist's gewesen! Deine Flosse werd' ich ja kennen!“ Auch einer der Missionare an Bord zeigte große Lust zur Teilnahme an dem geisterfrischenden Spiel, und es war spaßhaft, zu beobachten, wie ihn seine um die Würde ihres Gemahls besorgte bessere Hälfte mühsam an den Rockschoßen davon zurückhielt. Heute ist unsere Aufgabe, unser Gepäck zur Umladung auf den Holländer bereitzumachen, denn morgen früh landen wir in Singapore. Sodann müssen wir unsere finanziellen Verpflichtungen (Trinkgelderfrage) in Ordnung bringen: — also Geschäft genug.

11. XI. Wie ich um 6 Uhr etwa auf Deck komme, schwimmen wir schon zwischen dem Gewirr von reizenden baum- und palmenbewachsenen kleinen Inseln, welche die Einfahrt von Singapore belagern. Auf dem Schiff ist eine Warnung angeschlagen, daß man ja sich nirgends der Spionage verdächtig macht, nicht photographiert etc. Auf herrlich bewachsenen Hügeln tauchen Landsitze und Paläste auf, in den Buchten die zum Beschauen vielleicht ebenso originellen als zum Bewohnen ärmlichen und ungesunden Pfahldörfer der Malayen. Um 7 Uhr hatten wir an einem der vor der Stadt draußen gelegenen Piers festgemacht. Und nun kommt ein höchst ungemütlicher Vormittag. Ein Anschlag verkündigt, daß das große holländische Anschlußschiff Rumphius schon besetzt nach Batavia abgegangen sei, daß aber der kleine „Carpentier“ nachmittags 3 Uhr nach Batavia abgehe. Wo der aber liegt und wie man denselben erreicht, darüber ist nichts zu erfahren. Von dem Tender, der unser Gepäck überführt, heißt es von Stunde zu Stunde: er geht in einer Stunde. Endlich wird uns das Herumstehen mit unserem Handgepäck zu dumm: — wir fahren mit der Tram in das Zentrum der Stadt an den Hauptpier und versuchen von dort per Boot nach dem Carpentier — wo ist er? — zu kommen. Ein Motorboot verlangt für die Überfahrt 5 Dollar pro Person (D. = 2½ Mk.). Schließlich gelingt es dem lebenswürdi-

gen Schweizer G., dessen Frau und Nichte stets Leidensgenossen Mamas waren, für je 2 und 2 Personen ein chinesisches Ruderboot à 1 Dollar zu bekommen. Weit hinaus, $\frac{1}{2}$ Stunde weit, geht's auf die Rhede, und wir sind recht froh, als wir glücklich den kleinen Carpentier gefunden haben, etwa um 11 Uhr. Klein aber fein! Ein langer Speisesaal mit Oberlicht vom Oberdeck her ist rings von den schmucken, properen Kabinen umsäumt, die dazwischenliegenden Wandfüllungen sind mit holländischen Landschaften in Porzellanplättchen (Sepia und Blau) geschmückt. Am Hinterende die Aborte und Badkamers, sehr praktisch zum Übergießen mit Süßwasser eingerichtet. Das Oberdeck ist sehr proper, geräumig, und mit bequemen Sitzgelegenheiten versehen. Um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr lernen wir beim Tiffin die richtige Reistafel kennen und verbrennen uns fast den Mund an den uns meist unbekanntem höllisch scharfen Gewürzen. Nach Tisch werden uns die Kabinen angewiesen, und zwar, da wir Roonpassagiere fast die Einzigen sind, bekommt jeder eine eigene. Beim Einzug in dieselbe bemerke ich nicht ganz ohne Mißtrauen auf meinem Bett einige winzige rote Ameisen, gehe aber darüber leicht hinweg und denke: na, wir werden uns schon vertragen, wir sind ja mit den Wanzen auf dem Roon auch leidlich ausgekommen. Wir sitzen auf Deck und rauchen und schauen dem Schiffsgewimmel im Hafen zu, bis endlich um 4 Uhr unser kleiner Carpentier sich ohne jedes Geräusch in flotten Gang setzt. Wie ein Panorama zieht die ebene mit einigen einzelnen Hügeln besetzte Insel Singapore mit ihren Klapperbaum-*) Wäldern an uns vorüber, einige Schirmbäume ragen hoch über das Niveau des Palmwaldes empor; dahinter in weiterer Ferne die höhere Bergreihe der Südspitze von Malakka. Auf der andern Seite, südwärts reiht sich eine unendliche Kette flacher, bewaldeter Inseln. Ein famoses Abendessen fordert zu Vergleichen mit der in letzter Zeit immer einförmiger gewordenen Verpflegung auf dem Roon auf. Flott und ohne fühlbares Schraubenschüttern rauscht der Carpentier seinen Weg durch die breiter

*) holländischer Ausdruck für Kokospalme.

und breiter und ruhiger werdende See. Und nun gute Nacht! Ja, gute Nacht: — Mama hat Nervenschmerzen, winselt im Bett und muß dem ersten Antipyrinpulver bald noch ein zweites folgen lassen. Ich schlafe mit meiner baumstammartigen Rolle zwischen den Beinen (eine uns neue Einrichtung, ein wurstähnliches mehr als meterlanges Kissen, das das gegenseitige Erwärmen der beiden Beine verhindern soll) infolge großer Müdigkeit wie ein Sack. Nach einiger Zeit weckt mich ein brennendes Gefühl, zwischen den Zehen, auf den Fußrücken, auch weiter herauf an den Beinen, etwa wie das Prickeln scharfer Sandkörner. Wenn ich nun gegen das Bettlaken reibe, dann beißt's wie Brennesseln. Buschs „Onkel Fritz in seiner Not“ fällt mir ein: — autsch, schon wieder hat er einen — im Genicke, an den Beinen; denn überall, allüberall fängt das Gekrabbel an. Nun fallen mir meine Ameisen wieder ein: ich fahre aus dem Bett und mache Licht. Siehe da, ich liege in einem regelrechten Ameisenhaufen! Nicht Hunderte, nein, Tausende der kleinen roten Krieger laufen auf meinem Leintuch. So muß es dem berühmten Reisenden Gulliver gewesen sein, wie er ohnmächtig gefesselt dalag und die Liliputaner ihre Pfeilsalven auf ihn abgaben. In diesem Kleinkrieg zieht der Mensch den Kürzeren: — ich flüchte an Deck. Dort friert mich auf der Bank, aber ich habe nicht den Mut, meine Ameisendecke vom Bett zu holen. Nach längerem Kratzen am ganzen Leib schlafe ich, bis mich das Deckscheuern zu überschwemmen droht. Mittlerweile haben die nun schon einmal in der Offensive befindlichen roten Krieger ihren Heereszug nach dem Bett meiner Gattin fortgesetzt.

12. XI. Ruhige Fahrt. Ein Goldstück, das ich unvorsichtigerweise in der Hosentasche gelassen und die Hose damit an den Nagel gehängt habe, verschwindet spurlos. Das ist die geräuschlose javanische Bedienung an Deck, die übrigens beim Essen ganz ausgezeichnet angenehm ist. Geräuschlos wie ein Schatten steht der Javaner hinter dem Gast, und jeder Wunsch ist schon erfüllt, ehe er geäußert wird. Nur Hose, Jacke und Kopftuch tragen die gutmütig aussehenden braunen Kerle. Wir fangen an, etwas reisemüde zu werden und liegen faul

auf Deck herum. Die Verpflegung ist ausgezeichnet. Für Nacht bereite ich mich mit dem uns von den liebenden Stuttgarter Basen als sinniges Reise Geschenk mitgegebenen Insektenpulver tüchtig vor. Mama zieht es vor, aus Respekt vor den Ameisen auf Deck zu nächtigen, ich schlafe in meinem gepulverten Bett ohne Störung ausgezeichnet und merke es kaum, daß wir mitten in der Nacht auf der Rhede von Billiton, einer auf der Karte kleinen, übrigens recht großen Insel, halten, um am Morgen Ladung, besonders Zinn in Barren, einzunehmen.

13. XI. Bis 10 Uhr morgens schauen wir den prächtigen Bronzebraunen zu, wie sie das Zinn verladen und kriegen noch einen Chinesen und zwei Damen an Bord. Um 10 Uhr geht's weiter, an der Westküste der Insel Billiton hin, der viele Inseln, darunter kleine Korallenriffe, vorgelagert sind, welche wie ein vom Kunstgärtner angelegter Palmstrauß aussehen. Ein prächtiger weißer Fischadler mit grauschwarzen Flügeln umkreiste vor Billiton das Schiff. Sonst, außer einigen schlanken grauen Schnabelfischen, die über das Wasser dahinschießen, kein Leben in und auf dem Meer. Morgen früh 7 Uhr sollen wir in Tandjong Priok, dem Hafen von Batavia, landen. Wir haben nichts dagegen, wir sind lang genug geschwommen. Einige der kleinen Inseln laden ordentlich zu einer Robinsonade ein, Mama ist aber nicht dafür. Sie wagt sich nicht mehr ins Bett aus Furcht vor den Ameisen, während ich in meinem insektengepulverten Bett herrlich schlafe. Die Bäschen mit ihrem Reise Geschenk haben sich um uns und unsere Mitreisenden ein Verdienst erworben, dem hier ein Denkmal gesetzt gehört.

14. XI. Wie ich morgens Ausschau halte, liegt unser ersehntes Ziel, die „Smaragdinsel“, in flachem Streif links und rechts vom Schiff vor uns im Morgengrau. Ein paar kreischende bunte Vögel („Pitta“?) haben uns gestern Abend schon an Bord von Java Grüße gebracht. Punkt 7 Uhr fahren wir mit unserem Ameisenkahn in Tandjong Priok ein und legen nach einer Steuerbordwendung mit Backbord am Quai an. Vergeblich halte ich nach der schlanken, elastischen Figur unseres jungen holländischen Schwiegersohns Ausschau und ziehe mich schon enttäuscht

zum Frühstück in den Speisesalon zurück, da kommt Mama vom Deck herunter mit dem Erwarteten, Ben, dem „fliegenden Holländer“.

Unser erster Aufenthalt auf Java ist zunächst die Zollhalle, wo alles unser Gepäck aufgetürmt steht und glatt und rasch ohne jede Neugier seitens der Zöllner erledigt wird, bis auf meine unglückliche Spatzenflinte, welche schwere Bedenken erregt, ob sie als Kriegswaffe betrachtet werden muß oder nicht. Jedenfalls wird sie zunächst konfisziert, und wir wenden uns mit unserem fahrenden Gut dem wenige Schritte der Zollhalle gegenüberliegenden Bahnhof zu, wo Ben unser Gepäck nach Tjreungas expediert. Wir selber werden in einem Auto auf guter Straße durch sumpfiges Gelände nach Batavia expediert, wo wir im Hotel der Nederlanden direkt an dem schon für uns reservierten Pavillon vorfahren. Der Pavillon enthält nur zwei „Apartements“, bestehend aus je einer Vorgalerie, einem großen luftigen Schlafzimmer mit Doppelbett, duftig in den Fliegenvorhang eingehüllt, und dem indischen Badezimmer wie auf dem Schiff, nur zum Übergießungsbad eingerichtet, alles zu ebener Erde. Während Mama etwas in der Vorgalerie ausruht und Ben sich umkleidet, mache ich gegen alle Sitte der Europäer in der heißesten Mittagsstunde einen Bummel in der Hauptstraße, welche durch einen breiten Kanal in zwei große Alleen geteilt ist. Im Kanal baden und waschen die Javaner, Männlein und Weiblein, in einem Wasser, von dem man nicht sauberer werden kann. Rechts und links von der Allee sind Hotels, Banken und Läden. Es herrscht eine brütende Glut, aber sie ist mir in meinem leichten Wollanzug nicht allzu lästig.

NB. Vor diesem Spaziergang haben wir noch eine Rundfahrt in einer der kleinen überdeckten, mit kleinen falben Ponis bespannten Droschken gemacht und dabei den Koningsplein, das Palais des Generalgouverneurs, Kirchen und Paläste und auch wieder Chinesenstraßen mit Handwerksstätten und Verkaufsbuden kennen gelernt. Nach einem europäischen Lunch mit Rüdeshheimer, Firma Sturm, geht's zur Bahn: — wir wollen heute noch nach Sukabumi, um morgen früh mit dem frühesten Zug nach

Tjreungas zu fahren und von da die Reise „aufs Land“ zu beginnen. Die Fahrt von Batavia nach Sukabumi dauert von 2—1/2 7 Uhr und ist in einem Abteil 1. Klasse, das wir für uns allein haben, bei beiderseits geöffneten Fenstern gut auszuhalten. Und was für herrliche Bilder sehen wir durch diese Fenster an uns vorüberziehen! Bald geht's durch Dörfer, deren Wald von Fruchtbäumen bis dicht an die Bahnlinie reicht: — Palmen-, Melonen-, Feigen-, Brotfruchtbäume, Ananas in üppigster Pracht, dann wieder durch offene Gegenden, Reisfelder in allen Stadien der Reife, mit dem Ausblick auf hohe blaue Bergketten, vor uns rechts der in Wolken gehüllte Salak, links der Gedeh, zwei mächtige erloschene Vulkane. Jedes Fleckchen Erde, das irgend Gefäll hat, ist wie mit übereinandergestellten Kuchenblechen, mit erdwallumgebenen Reisfeldern besetzt. Teils gleichen sie einfachen Dreckpfützen, teils junger saftgrüner Saat, teils grünen Gerstenfeldern, wenn der Reis schon Ähren trägt und der Reife zugeht. Herden mächtiger grauer und fleischfarbiger Büffel, Karbauen, von kleinen nackten braunen Büblein gehütet, bilden eine prächtige Staffage. Auch an den großen Stationen, wie z. B. Buitenzorg, sieht man außer einem etwas größeren Bahnhofgebäude so gut wie nichts: — die Häuser sind nur Erdgeschoß, alles geht in die Breite und steckt verborgen in dem üppigen Grün der Fruchtbäume, deren köstliche Früchte an jeder Station spottbillig feilgeboten werden. Der berühmte Durian stinkt schon von weitem, aber da wir keine Teller und Messer und keinen Raum im Freien haben, um ihn mit Muße kennen zu lernen, verzichten wir zunächst auf seine nähere Bekanntschaft, erquicken uns aber an dem köstlichen Rambutan, einer roten stachligen Frucht, die man aufdrückt wie die grüne Schale einer Kastanie, dann erscheint ein glasiger, gallertiger, süßer, saftiger Fruchtkörper von köstlichem apfelätherähnlichem Bonbonschmack.

Wie wir in Sukabumi aussteigen, ist's Nacht. Wir werden in eine Ponydroschke verladen, unser Gepäck in eine zweite, und mit fast unheimlicher Schnelligkeit geht's durch nächtliche Palmengärten zum Hotel Selabatoe.

Den Mittelpunkt des einstöckigen Gebäudes bildet ein großer hoher luftiger Speisesaal, an den sich ein Gesellschaftsraum (mit Pianola) und ein Billardzimmer mit einem etwas vorsintflutlichen Billard anschließt. Um diesen Mittelpunkt herum gruppieren sich die ebenfalls hohen, geräumigen Fremdenzimmer, welche alle mit ihrem Steinboden eben auf die Vorgalerie münden. Die getünchten Wände haben etwas Kahles, Unwohnliches, an das man sich erst gewöhnen muß, ebenso daran, daß man eigentlich keinen richtigen Verschuß gegen die Außenwelt herstellen kann, sondern sozusagen bei offenen Türen wohnt und schläft. Nach dem europäischen Diner, etwa um 8 Uhr abends, setzen wir uns auf bequemen Rohrstühlen in die Vorgalerie. Draußen regnet's und wetterleuchtet's. Wir fangen eben an, uns in die indischen Begriffe von Gemütlichkeit etwas einzuleben und mit Vergnügen den Eidechsen zuzuschauen, die zahlreich an der Wand umherklettern, als plötzlich unser seelisches Gleichgewicht eine empfindliche Störung erleidet durch die Beobachtung, daß überall in den Ecken und selbst bis unter unsere resp. Stühle Kröten umherhüpfen. Ich bin ein großer Tierfreund, mag keinem Tier, die Fliegen ausgenommen, etwas zu Leide tun, aber gegen Frösche und besonders gegen Kröten habe ich einen unüberwindlichen Abscheu; namentlich gegen die letzteren bäumt sich mein ganzes ästhetisches Empfinden auf, sie sind für mich der Inbegriff des Häßlichen, des Widerwärtigen. Ich stecke mit meiner Nervosität meine bessere Hälfte an, und unsere ganze indische Kourage erleidet an diesem Abend einen empfindlichen Stoß; wir lassen die ganze Nacht Licht brennen aus Angst, beim Zubettgehen oder Aufstehen — am Ende gar barfuß! — brrr! auf Kröten zu treten.

15. XI. In aller Frühe geht's wieder mit den flinken Ponys auf den Bahnhof. Wieder dieselben herrlichen Tropenlandschaftsbilder, wie gestern. Nach einer guten halben Stunde stets bergansteigender Fahrt steigen wir in Tjreungas aus. An dem kleinen Bahnhof stehen die bestellten Wagen bereit. Drei kleine, magere, struppige Pferdchen stehen an einem kleinen zweirädrigen Schnappkarren gespannt, der wie die Pferdchen einen äußerst

gebrechlichen verwahrlosten Eindruck macht und bedenklich knirscht, als Mama und ich, ein gewichtiges Ehepaar, sich darin zurechtsetzen, während der indische Kutscher die Deichsel festhält, damit das Mittelpferdchen nicht von unserer Last in die Höhe geschnellt wird. Auch der Kutscher findet zu unsern Füßen noch Platz in dem kümmerlichen Vehikel, und fort geht's auf schmalem, mäßig gutem Sträßchen in beunruhigend lebhaftem Tempo, durch Reisfelder und palmenumrahmte Dörfer immer mehr bergauf in ein tiefeingeschnittenes Tal zwischen den sich wohl 600 Meter über die Ebene erhebenden Preanger Bergen. Wie der Weg steil wird, und alles rohe Draufdreschen des Kutschers nicht mehr recht helfen will, steige ich aus und ersteige den Berg mit Ben zu Fuß auf abkürzenden steilen, lehmigen Pfaden. Ben zeigt mir die Stelle, wo die unzeitige Geburt unserer Enkelin unter ähnlichen Umständen stattgefunden hat, wie wir sie augenblicklich erleben, und jedesmal müssen wir wieder aufs neue auflachen, wenn unsere elegante, an städtische Bequemlichkeit gewöhnte Gattin und Schwiegermutter in ihrem Zigeunerwagen wieder an einer Wegbiegung mit uns zusammentrifft. Nach reichlich zwei Stunden ist die Berghöhe und der Haltepunkt Warong de Puss erreicht. Während wir auf Mama warten, zeigt mir Ben die ersten Teepflanzungen. Man sieht's den kleinen $\frac{1}{2}$ —1 Meter hohen Büschen, resp. Bäumchen nicht an, welche Rolle sie in der Welt und im Welthandel spielen.

Mittlerweile sind die Kulis mit dem Tandü, dem Tragsessel für Mama, und den Reitpferden für Ben und mich eingetroffen, und Mama ist in ihrem „Landauer“ nachgekommen. Ben steigt auf seinen hübschen kleinen Falbhengst „Max“, für mich ist ein starker heimtückischer Grauschimmel bereit, und Mama wird im Tandü verstaut. Das Gepäck nehmen die Kulis an Tragstangen — und weiter geht der romantische Zug: — schade, daß keine Momentphotographie die köstliche Karawane festhält! Von dem hohen Rand des Gebirges streift der Blick über die von höheren und niederen Hügeln besetzte, mit verworrenen Schluchten durchzogene Preanger Hochebene. Einige der Hügel sind noch von unberührtem, ewigen Urwald

bedeckt, dessen Pflanzengewirr das Auge nicht bis auf den sumpfigen oder bachdurchflossenen Grund der steilen Schluchten dringen läßt. Die meisten der Hügel aber sind abgeholzt und erscheinen auf einige Entfernung fast kahl, weil sie nur mit den niedrigen Teebüschen bepflanzt sind. Soweit das Auge reicht, Tee und nichts als Tee, so daß die noch urwaldbestandenen Hügel als wohltätige Abwechslung für das Auge wirken. Zwischen den Hügeln da und dort ein Pflanznerhaus oder die Kampongs, Dörfer der Eingeborenen, welche die Arbeiterschaft der Teeplantagen liefern. Die breite, noch im Bau begriffene und deshalb in der Mitte mit grober Vorlage eingeschüttete Straße soll, wenn sie fertig ist, durch Automobilverkehr die Einsiedler der Preanger Berge der unten in der Ebene liegenden Kulturwelt näher bringen. Über Berge und durch Schluchten, bald noch in ursprünglichem Urwaldschmuck, bald ausgelichtet und nur mit Sumpf, Gebüsch und Rohr angefüllt, geht's weiter und immer weiter über Brücken, bald fest aus hartem Holz gezimmert und überdacht, bald nur mit Bambusmatten belegt. Um eine Wegbiegung kommt eine schlanke junge Dame auf ihrem Schecken kühn im Reitsitz angesprengt; es ist unsere „Amsel“, die glückstrahlend ihrem Vater von Pferd zu Pferd die Hand drückt und weitergaloppiert, um die Mama im Tandü zu begrüßen. Hinter ihr folgt der Herrscher von Tjisoedjen, der Administrateur der Plantage, Herr W., im Tropenanzug auf einem stattlichen Schweißfuchs. Und nun setzt sich der ganze Troß wieder in Bewegung und biegt gegen Mittag (nach 2½ Stunden zu Wagen und 2½ Stunden zu Pferd, resp. Tandü) um die letzte Wegecke vor Tjisoedjen.

Hier hat das Tagbuch eine tiefe, zugleich tief blicken lassende Lücke von 3 Wochen. Heute schreiben wir den 10. Dezember. Da sitzen wir nun schon 3 Wochen auf dem Preanger Hochland, zwischen den Teehügeln, in der „Employé“hütte — in der Einöde.

Auf der neuangelegten im Bau begriffenen Straße treten wir, herauskommend aus einem engen Paß zwischen zwei Hügeln, in das Tal von Tjisoedjen ein. Vor uns, gegen Süden, eine in mehrere Kuppen gespaltene Hügel-

reihe, nach links hin ganz kahl: — die frischumgearbeitete Erde des eben erst niedergelegten Urwalds wartet auf Bepflanzung mit Tee. Nach rechts sind die Hügelkuppen schon mit Teesträuchern besetzt; auf einem derselben thront das Administrateurhaus, dahinter erhebt sich ein Stück Urwald. In der Mitte der beschriebenen Hügelreihe zieht sich der Kampong, das Dorf, herunter, bestehend aus ca. 15 Hütten der Eingeborenen, welche übrigens der „Unternehmung“ gehören und von teils ansässigen, teils nur vorübergehend zur Arbeit hier weilender Eingeborenen bewohnt werden.

Vor der beschriebenen Hügelreihe zieht sich das Tal von Westen nach Osten, früher Urwaldschlucht, jetzt offener sumpfiger Grund, durch welchen die künftige große Straße zieht und 1 Kilometer östlich bei der im Bau begriffenen Teefabrik endigt.

Auf der Hügelreihe, die sich von Norden her nach dem Tal senkt, steht unser Haus mit noch einigen Eingeborenenhütten zur rechten und unter uns. Wir sehen hinüber auf das hochgelegene Administrateurhaus und hinunter in den Grund, wo rechts das Chinatrockenhaus und der Fisch-, resp. Froschteich liegt, in der Mitte die gleichfalls einem Froschteich ähnliche Pferdeweide (der Pferdestall der Unternehmung liegt oben beim Administrateurhaus). Dann folgt gerade unter uns in der sumpfigen Niederung der Kuhstall. Er enthält zwei alte, störrige, halbeuropäische Kühe, einen jungen Stier und ein Kalb, das meist frei laufen darf, und diese Freiheit zum Besuch der newest angelegten Teepflanzungen mißbraucht.

Links, östlich vom Kuhstall, setzt sich der Sumpf mit niederem Gestrüpp noch einige 80 Meter fort, um dann als Bächlein in die Schlucht hinabzuraschen, in die sich noch der Urwald bis zum Grund herabzieht. Dieser Urwald steigt hinauf bis zu dem hinter uns hoch aufragenden noch unbestiegenen Urwaldberg Gunung Butak. — Das ist also bis auf weiteres unsere Welt.

Meine Beschäftigung ist zunächst die, die nächste Umgebung, soweit Fußwege vorhanden sind, zu durchstreifen, während Mama sich mehr für den — unter diesen Umständen primitiven Haushalt interessiert und sich mit dem herzigen bald 1 Jahr alten Enkeltöchterlein beschäftigt.

Ich begleite hie und da unseren Schwiegersohn, Ben, „den fliegenden Holländer“, in seine Teegärten. Jeder der jungen Employés — wir würden sie auf gut Deutsch etwa Assistenten nennen — hat einen Teil der Teepflanzungen unter sich, wohnt einsam in seinem Reich und ist für deren richtige Einteilung, Bebauung, Pflege und Ernte verantwortlich, ebenso für die Lohnauszahlung an seine Arbeiter und Arbeiterinnen.

Überall führen trefflich gehaltene Fuß-, resp. Reitwege durch die Teehügel, so daß diese zur Bearbeitung und Beaufsichtigung bequem zugänglich sind. Für den Spaziergänger werden sie aber durch ihre Einförmigkeit bald langweilig und durch ihre Schattenlosigkeit unangenehm. Tierleben ist hier sehr wenig, außer einigen starähnlichen weiß und schwarzen Vögeln mit schöner Stimme und einigen blauschillernden, eisvogelartigen Fischern. Auch die meist den oberen Teil der Hügel einnehmenden Chinapflanzungen mit ihren graugrünen, dem Oleander nicht unähnlichen Chinabäumchen sind höchst einförmig.

Mehr Vergnügen bringt ein Morgenritt mit Ben nach der eine Stunde entfernten Teefabrik Tjiwangi; mein fast allzu temperamentvolles australisches Halbblut gibt seinem Reiter, den es nicht gewöhnt ist, genug zu schaffen. Es ist das Leibroß des Administrateurs und hat als solches den Ehrgeiz, immer vorn dran zu sein; sobald ich hinter Ben zurückbleibe, ist es mit der Trense kaum zu bändigen. Auf den schlechten steinigen Wegen ist das für den nicht im Terrain geübten Reiter etwas peinlich.

Der Administrateur ist der verantwortliche Leiter der ganzen Plantage — „Unternehmung“ —, wie die Holländer es nennen. Er hat in der Tat eine verantwortungsvolle, vielseitige Tätigkeit: er ist Pflanzeur und Kaufmann, wo es nötig ist Ingenieur, Arzt und Richter, kurzum, er muß in allen Sätteln gerecht sein. Unser Administrator, Herr W., ein 30 jähriger Junggeselle, darf füglich als ein Vorbild seines Standes bezeichnet werden. Ich habe ihn oft um seine unverwüstliche Arbeitskraft und Elastizität bewundert. Wenn er von seinem auf dem höchsten Punkt gelegenen hübschen Haus die Pflanzung überschaut, so kann er mit Stolz sagen: dies alles habe ich dem Urwald abgerungen. Er ist der erste und der letzte auf dem

Platz; spät noch schimmert das Licht in seinem Arbeitszimmer, wenn er nach einem arbeitsreichen Tag noch an seinen Rechnungsbüchern sitzt. Zurzeit baut er die große Straße, eine Teefabrik und einen großen Kanal, der von weither durch Urwald und Tunnels Wasserkraft auf die Turbinen der Fabrik liefern soll. Daneben hat er die Oberaufsicht über verschiedene zum Teil weit entfernte Unternehmungen, was große, oft mehrtägige anstrengende Reisen mit der Bahn, zu Wagen und zu Pferd mit sich bringt. Mit dieser umfangreichen Tätigkeit gibt er seinen Employés das trefflichste Vorbild, ebenso in der Lebensweise: — er ist Abstinente und dabei doch bei festlichen Gelegenheiten ein fröhlicher Teilnehmer und liebenswürdiger Gesellschafter.

Gleich in der ersten Zeit unseres Aufenthalts lädt er mich zu einem Rundritt durch die ganze Unternehmung ein. Steil bergauf und bergab, über Treppen und schmale Brücken geht der Ritt, der den ganzen Vormittag in Anspruch nimmt; die Unterhaltung wird in einem wunderlichen Gemisch von Deutsch, Holländisch und Englisch geführt und gibt mir einen interessanten Einblick in die vielseitige Tätigkeit des Administrateurs.

Am 10. Dezember gehe ich mit Ben an dem Wasserkanal entlang, der tief in die Schluchten des Gunung Butak hineinführt und prächtige Einblicke in deren undurchdringliches Pflanzendickicht gewährt. Wilde Bananen, Riesenfarn, stachelige Palmen, Bambus und Kletterpflanzen bilden den Unterwuchs, himmelhohe Laubbäume steigen astlos 30—40 Meter hoch daraus empor und breiten hoch oben ihr dichtes Laubdach aus: immergrüne Eichen mit ganzrandigen Blättern, wilde Kastanien, Fikus mit wunderlichen Säulenwurzeln, und besonders der mächtige Rassamalah mit seinem hellen Stamm, dessen Holz eisenhart und so schwer ist, daß es im Wasser untersinkt. Jeder der Baumriesen trägt auf seinen Ästen Nester von Schmarotzerfarnen, blühende Azaleen, Orchideen und Schlingpflanzen, welche ihre Guirlanden und Luftwurzeln wie ein Takelwerk bis zum Boden herabhängen.

Ben schießt ein Rieseneichhorn, das wir nur mit Hilfe des Hundes aus dem Dickicht herausholen können.

Es wird zu Haus abgebalgt und der Braten als „Baumhase“ verzehrt. Zuerst will niemand anbeißen, aber mein Beispiel wirkt ermutigend, und der Braten findet allgemeinen Anklang.

12. Dezember. Erste Wildschweinjagd. Die Inlander haben einige Sauen in einer Schlucht ausgekundschaftet. Im Falle eines Jagderfolgs bekommen sie 5 Gulden, im andern Fall nur Treiberlohn. Zum ersten Mal in meinem Leben ziehe ich als richtiger Jagdjäger aus, schwerbewaffnet mit Mauserkarabiner und Dumdum-Kugeln: „Dumm, dumm“ für den, der sie auf den Pelz kriegt. Ich bin noch nie ein Jäger gewesen: — ich habe zu viel Achtung vor dem Leberecht meiner Mitgeschöpfe. Als ich vor einigen Tagen ein schönes kleines Vögelein geschossen hatte, meiner Frau auf den Hut zum Andenken an den Urwald, kam ich mir wie Kain, der Brudermörder, vor. Affen zu schießen, wozu ich täglich Gelegenheit hätte, erschien mir mindestens als Vettermord. Ein Schadwild, zudem ein gefährliches, wie Sauen — na, das ist wieder etwas anderes.

Nach einem weiten Marsch bergauf, bergab, durch Dick und Dünn stellen mich die „braunen Brüder“ in einem undurchdringlichen Busch auf den Wechsel der Schweine an, wo diese mich, wenn sie kommen, absichtlich oder unabsichtlich, aber notwendig über den Haufen rennen müssen, ehe ich schießen kann. Sehr behaglich fühle ich mich nicht bei dem Gedanken, daß ich jeden Augenblick in die Situation kommen kann, welche der † Badportier von Wildbad so glaubhaft und lebendig zu schildern wußte, wie er auf einer Jagd plötzlich einem ungeheuren Schwein „Mann gegen Mann“ gegenüberstand. Es kam aber nicht so weit: ich hatte kein Schwein: — es kam kein Schwein. Vielleicht war es so am meisten „Schwein“. Auch bei dem nächsten Treiben hatten wir keinen Anlauf. Wir hörten wohl die halbwildten bissigen Kamponghunde hinter den Schweinen hetzen, aber sie brachen nicht bei uns durch.

21. Dezember. Prächtiger Morgenritt mit Ben und „Amsel“ auf dem sog. Kontrolleurweg. So heißt die breite, landschaftlich herrliche Straße, die sich von Nord

nach West und dann nach Osten umbiegend in weitem Bogen um unsere Plantage herumzieht und verschiedene Eingeborenendörfer berührt, damit sie von dem holländischen Regierungsbeamten beritten werden kann. Fahrbar ist sie nicht; sie ist mit Gras bewachsen und alle Augenblicke von $\frac{1}{2}$ Meter breiten Wasserläufen durchschnitten, die mit Bambus befestigt sind. Ein flotter Galopp über alle diese Setzgräben beschloß den schönen Ritt.

22. Dezember. Wieder Schweinejagd, die diesmal zuerst nordwärts gegen Tjiwangi, dann ostwärts um den ganzen Waldberg Gunung Butak herumführt und tropfnaß endet. Bei Ben und mir sind wieder keine Schweine angelaufen, aber einer der einheimischen Jäger kommt zum Schuß und erlegt mit seinem alten Vorderlader einen jungen Eber. Die Beute wird im Triumph nach Haus gebracht und von Ben und Mama mit aner kennenswerter Tapferkeit geschlachtet, da sich die muhamedanischen Bedienten einer solchen unreinen Arbeit weigern. Ich entziehe mich der Schweinemetzgerei teils aus Abneigung gegen chirurgische Betätigung, teils aus Müdigkeit durch einen mehrstündigen Schlaf. Von früh 6 bis nach Mittag 12 Uhr waren wir in heißer Tropensonne bergunter und bergauf durch Dick und Dünn marschiert und schließlich noch vom Tropenregen, den man bei uns zu Lande schon mehr Wolkenbruch nennen würde, gründlich eingeweicht worden: — da hat man als angehender Fünfziger schon das Recht, müde zu sein.

23. Dezember. Der Schweinerücken verspricht ein prächtiger Weihnachtsbraten zu werden. Schon heute beginnt Mama den vergeblichen Versuch, zwei aus Sukabumi bestellte Gänse, offenbar älteren Jahrgangs, auf morgen weichzubraten. Amsel und ich schmücken einen Christbaum — eine Art Cypresse muß den Tannenbaum ersetzen — so gut als es mit den vorhandenen Mitteln gehen will. Die Äste scheinen brechen zu wollen unter der künstlichen Schneelast aus Kapok, und mir ist bange, daß wir die ganze Bude mit unserem Christbaum in Brand stecken werden.

24. Dezember. Große festliche Weihnachtseinladung in Frack, Claque und Lack: — bei solchen Gelegenheiten

gefallen sich die Einsiedler der Preanger Teehügel darin, einmal wieder den feinen Kultureuropäer herauszuhängen. Der Herr Administrateur kommt im weißen Tropenfrack mit seiner würdigen Hausdame, drei Herren von Tjiwangi, Nachbar S. von Kalibaru und die vier Herren von Tjisoedjen. Es ist sehr feierlich und für uns, Mama und mich, sehr langweilig, weil wir die Leute zum Teil noch wenig kennen und die Unterhaltung meist auf Holländisch geführt wird. Der Schweinsrücken ist delikate; die Gänse haben sich aber auch heute nicht erweichen lassen. Nach der Tafel wird's gemütlicher; es wird gespielt, musiziert und schließlich noch getanzt. Dann wird für die Auswärtigen ein Nachtquartier improvisiert und tief in den Tag hinein geschlafen. Am Morgen sitzt die ganze Gesellschaft in malerischem Negligée im Garten umher und trinkt Ajer-Blanda. Mittags gibt's noch eine von Mama künstlich bereite Wildschweinsulz. Im Lauf des Nachmittags verschwindet einer um den andern zu Pferd nach seiner Hütte und kriegt noch ein Stück vom Wildschwein mit, für das es aller-allerhöchste Zeit ist, verzehrt zu werden. Man kann bei diesem Klima kein Fleisch aufbewahren.

Am Morgen des 31. Dezember rücke ich mit „Amsel“ hoch zu Roß aus nach Kalibaru, einer 2½ Stunden zu Pferd entfernten Nachbarplantage. Gleich beim Wegreiten stürzt mein Leibroß Jumbo, der dicke Grauschimmel, auf einer durch den Regen glatt gewordenen Brücke und gerät in einen tiefen Sumpf, aus dem ihn die hilfsbereiten Eingeborenen des Dorfes mit vieler Mühe wieder herausziehen. Ich bekomme beim Sturz einen sehr deutlichen Eindruck von der Härte des Rassamalaholzes in Form von verschiedenen Beulen am Kopf und einer verstauchten rechten Hand. Doch können wir nach dieser unliebsamen Unterbrechung mit einer guten halben Stunde Verspätung unsern Ritt fortsetzen. Auf regenschlüpfrigen Fußpfaden geht's steil bergauf und ab, teilweise über Treppen und schlechte Brücken, durch Urwald und Busch und wieder über freie Höhen, die einen weiten Blick auf das südlich des Preanger Gebirgs liegende Tiefland bis auf die Südjavasee hinaus gewähren. Halbwegs reitet uns der Administrateur



(Sch.) von Kaliboru entgegen und bewirbt uns in seinem wahrhaft reizenden Heim aufs beste. Das Landhaus hat übrigens eine traurige Geschichte. Der Vorgänger Sch.'s, ein wohlhabender Engländer, hatte sich das Haus gebaut und mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten und ausgesuchtem Geschmack eingerichtet, um seiner jungen Frau, die er von Europa mitbrachte, einigen Ersatz für die Einsamkeit zu bieten. Kurz vor der Landung im Hafen von Tandjong-Priok (Batavia) war die junge Frau plötzlich verschwunden: sie hatte sich — offenbar in einem Anfall von Trübsinn, in einem unbewachten Augenblick ins Wasser gestürzt. Der unglückliche junge Mann konnte es nicht aushalten, in dem schönen Heim, das er mit so viel Liebe zugerüstet hatte, allein weiterzuleben. Er suchte sich einen andern Platz und hinterließ seinem glücklichen Nachfolger die ganze prächtige Einrichtung um einen Schleuderpreis. Dieser hält es in musterhafter Ordnung, und es wäre ihm zu wünschen, daß er in dem reizenden Anwesen mit einer jungen Frau das Glück finden möchte, das seinem armen Vorgänger auf so traurige Weise vergällt wurde. Auf dem Rückweg begleitet uns unser liebenswürdiger Wirt, um mit uns in Tjajouda den Sylvesterabend zu feiern. Der Heimweg ist herrlich und verläuft ohne Zwischenfall; selbst der sonst so regelmäßige Mittagsregen tut uns den Gefallen, auszubleiben. Etwas ungemütlich ist die Begegnung mit einer Büffelherde. Die mächtigen, langgehörnten Ungeheuer werden, so gut als es die schwierigen Wegverhältnisse erlauben, zur Seite getrieben, und wir drücken uns mit großer Bescheidenheit an den uns neugierig anlotzenden und anschnaubenden Kolossen vorbei. Sie sind im allgemeinen äußerst phlegmatisch und gutmütig und lassen sich von ihren Landsleuten, an die sie gewöhnt sind, selbst von kleinen Kindern, willig leiten; nur gegen die europäischen Eindringlinge sind sie mitunter unhöflich. Wir waren jedenfalls sehr erleichtert, als wir sie ohne Zwischenfall glücklich hinter uns hatten. Wie schwindet das sieghafte Selbstbewußtsein des Europäers dahin vor dem übermächtigen Rindvieh!

Der Sylvesterabend verläuft im engeren Kreise — nur

unser Administrateur W. und der vergnügte und musikalische Nachbar S. von Kalibaru und die beiden jungen Employés von Tjisoedjen sind geladen — sehr gemütlich und vergnügt und dauert bis tief in den Neujahrstag hinein. Dieser wäre, streng genommen, ein Arbeitstag; erst morgen käme der freie Tag. Aber Herr W. — obgleich als Abstinenter der einzige gänzlich Katerfreie der Gesellschaft — ist kein Unmensch und genehmigt einen Extrafeiertag, der zur einen Hälfte verschlafen und zur andern Hälfte gründlich verbummelt wird.

Der 2. Januar bringt uns wieder einen herrlichen Ausflug, diesmal zu Fuß, an einen nahen Wasserfall. Wir sind zu Fünfen, Ben, Amsel, ich und zwei junge Pflanzer (B. und H.). 10 Kulis werden mitgenommen als Bahnbrecher und Fourageträger. Mama muß zu Haus bleiben, denn es ist weit und schwieriges Gelände. Von sonnigen Teehügeln steigen wir tief hinab in eine finstere Urwaldschlucht auf schlüpferigem, wurzelstolperigem Eingeborenenwechsel. In dem reißenden, rauschenden Fluß liegen mächtige Felsblöcke, zimmergroß. Eine äußerst schwierig zu passierende schwanke Bambusbrücke wird überschritten; jenseits wieder steil hinauf auf lichte Höhen, welche Ausblick auf die südliche Tiefebene und die Südjavasee gewähren, dann wieder tief hinab an den über eine breite Felsbank hinabdonnernden Wasserfall. Ihm gegenüber wird eine zimmergroße Fläche mit dem Bedok, dem Waldmesser, kahl gehauen und mit Pisangblättern belegt als Lagerstatt. Herrlich schmeckt das mitgebrachte Mahl, bestehend aus Reis, Spiegeleiern, kaltem Tee und Ajer-Blanda (Sodawasser). Riesige Palmwedel hängen über den Wasserfall, gestürzte Baumstämme überqueren den Fluß, dichtes Laubwerk schließt oben fast zusammen. Herrliche Schmetterlinge umgaukeln uns, lassen sich aber nicht fangen. Der Rückweg ist sehr ermüdend und furchtbar heiß. Köstlich erquickt ein Trunk Ajer-Blanda auf der Administrateursvilla. Müde und über die Maßen dreckig kommen wir um 12 Uhr zurück zum Mittagessen. Ein langer Schlaf stellt die Kräfte wieder her. — Soweit das Tagbuch.

Der längere Aufenthalt zwischen den Teehügeln ohne berufliche Tätigkeit ist einförmig, um nicht zu sagen lang-

weilig, und bei den primitiven Wohnungs- und Nahrungsverhältnissen nicht immer angenehm. Das Haus, resp. die zwei Hütten, die wir bewohnen, stehen auf Pfählen, $\frac{1}{2}$ bis 1 Meter über dem Boden, teils wegen der Feuchtigkeit, teils um das Hereinkriechen unerbetener Gäste, Kröten, Schlangen, Skorpione etc., abzuhalten. Der Boden besteht aus harthölzernen Brettern, die mit geflochtenen Matten belegt sind; eine solche Matte bildet auch die Zimmerdecke, auf welcher sich die Ratten tummeln und durch die bei den heftigen Regengüssen, die trommelnd und prasselnd auf das Ziegeldach fallen, auch gelegentlich das Wasser durchtropft. Die Wände bestehen gleichfalls aus doppelten „Billik“, Bambusgeflecht, zwischen welchem die unliebsamen Hausgenossen, die Ratten, mit Vorliebe ihre Nester anlegen. Das vordere Häuschen ist das Wohnhaus mit einer Vorgalerie, welche zum Aufenthalt bei gutem Wetter und zugleich als Speisezimmer dient. Das hintere Häuschen dient zum Schlafgemach. Beide sind durch einen bedeckten Gang verbunden, welcher seitwärts zum Badehäuschen — zugleich Abort, führt. Nach hinten führt ein Gang zu dem höchst primitiven Küchenhäuschen. Dahinter erhebt sich ein niedriger busch- und bambusbewachsener Hügel, der in den prächtigen Urwaldberg Gunung Butak übergeht. Zu beiden Seiten und nach vorn, vor der Vorgalerie, wo das Gelände sich zum sumpfigen Talgrund hinabsenkt, umgibt ein halbverwilderter Garten das ganze Anwesen. Einen wohlgepflegten Garten zu erhalten, ist nämlich bei dem tollen Wachstum aller Pflanzen, auch des Unkrauts, nicht wohl möglich, wenigstens nicht mit den bescheidenen Mitteln eines Teeemployés. Aus dem kleinen Häuschen im Vorgarten schaut durch dessen offene Vorderwand das kluge Köpfchen Maxens, des falben Ponyhengstes. Er hat einen kleinen umzäunten Hof, in dem er sich frei bewegen kann. Ein Bündel derbes Gras und eine Handvoll Reisähren ist alles, was er beansprucht. Aim, der Gärtner, versorgt ihn.

Vor 6 Uhr erklingt der Gockoll, der ausgehöhlte, an einem Rottangstrick aufgehängene Hartholzklotz, den der braune „Dull“ mit einem Schlegel in gemütvolem Rhythmus anschlägt. Das ist das Zeichen für das Arbeitsvolk und auch für den jungen Employé, sich an die Arbeit in

die Teehügel zu begeben. Wir übrigen legen uns noch einmal auf das andere Ohr, nachdem wir uns mit einem Schluck Tee gestärkt haben, den der gutmütige, stets willige Dull barfuß geräuschlos ans Bett bringt. Nur ausnahmsweise erheben wir uns auch schon mit dem Gochkoll, um den meist wolkenlos herrlichen Morgen zu genießen; gewöhnlich bleiben wir bis gegen 8 Uhr zu Bett, damit uns der Tag nicht zu lang wird. Zwischen 8 und 9 Uhr kommt unser Ben im Kakianzug, schmutzig und verschwitzt — die Sonne sticht schon mächtig — zum Frühstück von seinem ersten Rundgang durch die Teegärten zurück; bis dahin sind wir auch soweit bereit, und die braune Babu „Isa“ bringt unser rosiges 1 Jahr altes Enkeltöchterchen herbei zu ihrem Morgenbrei. Die fünf Hunde, eine Foxhündin mit drei Töchtern und ein halb-wilder wolfsartiger junger flegelhafter Eingeborener stellen sich auch ein, und die Familie ist vollzählig. Es gibt wieder Tee — er ist gut und kostet nichts, man baut ihn ja selbst —, Haberbrei mit Büchsenmilch, Spiegeleier, Käse und Butterbrot (Büchsenbutter und ein schlechtes, un-schmackhaftes, süßliches Brot) und Früchte. Brot, Butter, Früchte, Fleisch, kurzum alles wird aus dem Tiefland, aus der Stadt Sukabumi bezogen und von der Bahnstation Tjreungas von Kulis 5—6 Stunden weit heraufgetragen, und kommt auf diese Weise nicht immer einwandfrei oben an. Ananas und Bananen halten den Transport meist gut aus; weniger die wie purpurrote, weichstachelige Kastanien aussehenden Rambutans mit ihrem aromatisch-süß-saftigen, glasigweißen Fruchtfleisch und die wahrhaft köstlichen Mangostans, eine der herrlichsten Tropenfrüchte. Schneidet man die dunkelbraun-violett glänzende Leder-schale der apfelgroßen Frucht kreisförmig auf, so erscheint sie innen zart rosa- bis purpurfarbig. Darin sitzt, weiß wie ein Schneeball, gleich einer Orange in Schnitze eingeteilt, die süße, trauben- oder pflirsichsaftige, oft fast kernlose, oft kleine weiche Kerne enthaltende Frucht: — zuerst für das Auge und dann für den Gaumen ein wahres Entzücken! Gleich hier sei auch die einem plattgedrückten Gänseei an Form und Größe ähnliche grüne oder gelbe Manga erwähnt mit ihrem orangegelben, weichen,

saftigen, harz-balsamisch schmeckenden, am großen Kern festhaftenden Fruchtfleisch, und die an eine teigige Birne erinnernde Sao. Die Kokosnuß kommt gerieben als Zuspense zum Reis oder mit braunem Palmzucker zu einem gallertigen Kuchen verarbeitet auf den Tisch. Eine besondere Gruppe von Früchten bilden die Nankas, die oft riesengroßen Brotfrüchte und der damit verwandte „Sauer-sack“ und Durian. Davon später. Fleisch und Gemüse — soweit letztere nicht aus dem Garten stammen — kommen auch, wie gesagt, aus Sukabumi herauf und sind deshalb eben so frisch, als es die Umstände des Transports mit sich bringen. Das Fleisch ist — von dem wechselnden Frischezustand abgesehen — meist schwarz und zäh. Ob es von Zebus oder von Büffeln stammt, wage ich nicht zu entscheiden; jedenfalls wies ich das „Büffelsteak“ bald grundsätzlich zurück und drang darauf, daß Mittags statt der europäischen Speisefolge: Suppe, Fleisch, Gemüse (die Suppenbrühe war dem Fleisch entsprechend) mehr die viel einfachere zu beschaffende indische „Reistafel“ auf den Tisch kam, d. h. gekochter Reis mit allerlei scharf gewürzten Beilagen. Als Tischgetränk war ein preiswürdiger Bordeauxwein zwar ganz gut, aber weder dem Tropendurst noch dem Gehalt eines jungen Employé ganz entsprechend. Bier in halben Flaschen und Ajer-Blanda (wörtlich Wasser der „Weißen“, der Europäer) mußte wegen des teuren Preises gleichfalls als Delikatesse gelten und war nebenbei stets zu warm, um erquickend zu wirken. Tee gab's schon bei der Tagwache und beim Frühstück, dann wieder 5-ò-clock und zum Abendessen, — also konnte man nicht beim Mittagstisch auch noch Tee trinken. Man mußte sich eben an Ajer minum mit Strop gewöhnen, d. h. an das abgekochte und filtrierte (in porösen Tonkrügen ziemlich kühle) Wasser mit Syrup. Kaffee gab's auf Wunsch nach Mittag- und Abendessen, aber dieses Produkt aus Kaffee-Extrakt und Büchsenmilch war auch nicht ganz nach unserem Geschmack, am wenigsten nach dem meiner aus dem gesegneten Land des Bliemchenkaffees stammenden Gattin.

Zum Abendbrot gab's dann gerösteten Reis (Nassi goreng), Fleischküchlein, Eierspeisen und Früchte. Meine

liebe Frau hat sich durch Einführung des Pfannenkuchens und der Spätzle ein bleibendes Denkmal in Tjisoedjen gesetzt. Einen sogen. Abendschoppen oder so etwas gab's natürlich nicht. Da es nämlich keine eigentlichen Häuser also auch keine Wirtshäuser gibt (die Wirts„hütten“ der Eingeborenen, die Warongs mit übelriechenden getrockneten Fischen und allenfalls haaröähnlicher Limonade können den Europäer nicht verlocken), so bleibt man abends eben zu Haus in seiner Hütte und greift zum batavischen Niewsblad in Holländisch, oder zur Lesezirkelmappe, die beiläufig bemerkt, weit aktueller ist, als die meisten ihrer Kolleginnen in den Städten und Städtchen Deutschlands, — oder zum Skat. Der harmlose, billige Familienskat in der Mitte der großen Stube unter der Gasolinlampe hat uns manchen langen Regenabend verschönt. Wenn man das Kartenspiel „des Teufels Gebetbuch“ nennt, so möchte ich, wenigstens für unseren Familienskat in Tjisoedjen, eine solche Benennung als eine pharisäische zurückweisen.

Nun bin ich nach dieser offenen Darlegung unserer Abendbeschäftigung freilich auch noch Auskunft schuldig, wie wir den übrigen Tag zuzubringen pflegten. Das ist sehr einfach. Abgesehen von den wenigen besonderen Taten und Unternehmungen, über die ich schon Bericht erstattet habe, war es im allgemeinen so: ich ging nach dem Frühstück öfters mit Ben durch die Teegärten, um zu sehen, wie diese zwischen den einfach umgehauen liegen gelassenen Resten des früheren Urwalds gepflanzt, gepflegt, d. h. vom Unkraut reingehalten und alle neun Tage von den zum Teil jungen und hübschen, zum Teil, wie bei uns, auch „anderen“ Mädchen und Frauen gepflückt werden. Wenn man den harmlosen Leuten, Männern mit Kopftuch oder großem Sonnenhut, weiter Leinenjacke und Hose (oder ev. nur Hose), Frauen in bunten Kopftüchern, Jacken und Sarongs, beide barfuß — begegnet, hocken sie schon von weitem zum Gruß ehrerbietig in Sitzhocke nieder, die besonders Höflichen kehren einem — den Rücken zu, nicht, wie man anfangs denkt, aus innerem Groll gegen den Europäer, sondern aus Respekt. Sie sind überhaupt sehr höflich,

sprechen nur in niedergehockter Stellung zum Europäer, reichen ihm Gegenstände mit zeremonieller Gebärde, den darreichenden Arm mit dem andern unterstützend. Sie sind ein harmloses, anspruchloses und sorgloses Völkchen. Wenn sie ein paar Groschen verdient haben, geben sie dieselben leichthin, wie die Kinder, für einen bunten Sarong oder ein schönes Bedok (Waldmesser) an herumziehende Händler aus. Den Reis, den sie als Teearbeiter nicht selbst bauen können, kaufen sie billig und meist auf Vorschuß von der „Unternehmung“, die ihn en gros zu diesem Zwecke bezieht und für zeitweise Volksbelustigungen, Gamelangs sorgt, um sie in guter Laune zu erhalten, damit sie nicht — nicht etwa revoltieren — nein, nur nicht weglaufen. Da sie nämlich bei ihren geringen Bedürfnissen überall leicht bestehen können, nehmen sie, ob verheiratet oder ledig, die Ortsveränderung nicht allzu schwer. Die Pflanzung stellt ihnen übrigens auch Hütten, nach ihrem Geschmack gebaut, — Möbel brauchen sie keine — zur Benützung. Überall an den Bächlein sieht man Männer, Weiber und Kinder baden, ungeniert aber doch schämig. Am Bach, resp. in den Bach — (verzeih, lieber Leser, die folgende etwas kitzliche ethnographische Mitteilung), verrichten sie auch ihre Notdurft: eine hygienisch ganz gute Gewohnheit, bei welcher das Bedürfnis nach dem in Java gänzlich unbekanntem Klosettpapier natürlich fortfällt. NB. Auch in den besten Hotels trifft man statt jenes uns so unentbehrlich erscheinenden Kulturartikels nur gefüllte Wasserflaschen an und befreundet sich rasch damit. — Kehren wir nach dieser Abschweifung „an den Bach“ wieder in die Teehügel zurück und sehen zu, wie die Teepflückerinnen die alle neun Tage wieder frisch gesproßten jungen Triebe, ein Spitzenblatt und zwei Seitenblättchen, in ihre Tücher sammeln. Unter fröhlichem Geschacker vollzieht sich die Arbeit zwischen den ca. 1 Meter hohen, lorbeerähnlichen Teebäumchen. Dann wird die Ernte auf der Unternehmung abgeliefert, alle 10 Tage wird Zahltag abgehalten, worauf ein arbeitsfreier Tag folgt. Der Thee wird zunächst 24 Stunden ausgebreitet, bis er welk ist, dann in der Fabrik zwischen Walzen gerollt, gedörst und durch ein Sortiersieb ge-

schickt, dann verpackt und von Trägern zur Bahnstation gebracht. Auf den Höhenlagen Javas ca. 1000 Meter über dem Meer gedeiht der Thee im heißen Sonnenschein des Morgens und im reichlichen Regen des Nachmittags ausgezeichnet und in vorzüglicher Qualität.

Mein gewöhnlicher Morgengang nach dem Frühstück, wenn ich nicht mit in die durch ihre Einförmigkeit und Schattenlosigkeit bald entleidenden Teehügel mitgehe, führt in den Urwald, der nahe unserer Hütte zu einem kleineren Hügel und einem größeren Berg, dem Gunung Butak, ansteigt. Zwischen beiden liegt der von fast undurchdringlichem Pflanzendickicht umgebene sumpfige See in einer Schlucht, der sein Wasser aus kleinen vom Berg herabziehenden Schluchtbächen und auch aus einigen Quellen bezieht und unsere Hütte mit zweifelhaftem Bad- und noch zweifelhafterem Trinkwasser (nur abgekocht und filtriert zu genießen!) versorgt. Frösche knarren und Schnaken singen, Libellen und herrliche Schmetterlinge gaukeln auf der stillen Wasserfläche, versteckt in himmelhohem Urwald. Meist folge ich einem schmalen, steilen, schlüpfrigen Holzhauerpfad, einem „Hirschwechsel“ zu vergleichen, oft auch bahne ich mir selbst einen Weg mit dem Bedok, dem schwungkräftigen Waldmesser, durch die üppigen wilden Pisangs, Farn^e und Schlingpflanzen, um mich dann irgendwo auf einem umgestürzten Baumstamm niederzusetzen und in die unbeschreibliche Pracht des unberührten Urwalds zu versenken. Ein überwältigendes Schauspiel jugendfrohen Wachsens und Werdens und altersschwachen Vergehens und Vermoderns hat sich anscheinend zwecklos und ohne Zeugen seit Jahrtausenden hier abgespielt nach ewigen Gesetzen: die Natur ist sich hier selbst genug. Überall ertönt das bald baßtiefe, bald melodisch helle Gurren großer und kleiner, oft papageiähnlich bunter Wildtauben; in zwei gleichlautenden Glockentönen erschallt der Ruf des javanischen Kuckucks; das Schnarren und der langgezogene Ruf des Schwarzspechts erinnert an die heimischen Wälder. Herrliche Flötenstimmen drossel- und starähnlicher Vögel ertönen; überall um uns in den Blättern huscht und schlüpft und trillert es von kleinen

und kleinsten Vögelchen, die sich in dem Laubgewirr geschickt zu verstecken wissen. „Plumps!“, ein großer, schwarzer, langschwänziger Affe, Lutung genannt, hat sich von einem himmelhohen Baum in die Krone eines niedrigeren herabgestürzt, andere große und kleine, folgen ihrem Herdenführer auf demselben luftigen Weg nach und klettern flüchtig durch die Wipfel hinweg, wenn sie des stillen Zuschauers ansichtig werden. Wieder lautlose Stille; nur der Wind haucht sein Äolsharfenkonzert oft bis zum Orgelton anschwellend durch die Baumkronen. Wie Guirlanden schaukeln die Schlinggewächse, die mit ihrem üppigen Grün jeden Baum bis zum Gipfel hinauf bekränzen und ihre Luftwurzeln wie Taue eines Schiffmasts bis zum Boden herabsenken. Wieder lautlose Stille und zunehmende Gewitterschwüle. Mächtige Wolken ballen sich über den grünen Wipfeln und bedecken zeitweise die Sonne; in drohendes Duster hüllt sich der Wald. Gleich darauf wieder heller Sonnenschein: in blendenden Glanzlichtern flimmert das dunkle Laub. Da ist's hoch oben im Gezweig, nur an einer kleinen Stelle, als ob ein Wirbelwind das Laub schüttelte. Eine grauwoilige, menschenähnliche Gestalt mit schwarzem Gesicht taucht auf; aufrecht, mit den langen Armen balancierend, spaziert der schwanzlose Geselle über einen wagrechten Ast hin. Jetzt hängt er sich mit den Beinen, Kopf abwärts, an die natürliche Reckstange, jetzt ein Bauchaufschwung; jetzt fliegt er im Riesenschwung nach einem weit entfernten Ast hinüber. Bald lebt der ganze himmelhohe, breit ausgelegte Baumwipfel von solchen grauen Turnern: es ist die fröhliche Schar der Oas, unserer nächsten Vettern. Und nun, wenn sie sich ungestört fühlen — im andern Fall verschwinden sie lautlos auf ihrer luftigen Straße durch die Zweige —, stimmen sie ihr Konzert an, das Konzert, das wir so oft früh morgens vom Bett aus genießen: zuerst ein kurz bellendes ui, ui, ui, wie junge Hunde, dann der Glanzpunkt, das langgezogene, genau von einer Oktave zur andern hinauf gesungene u—i, u—i, u—i, das die kleinen braunen Jungen im Dorf so täuschend nachzuahmen wissen. Plötzlich, wie auf Kommando, verstummt der Gesang, und es ist, vielleicht

auf eine Stunde, so still, als wenn kein lebendes Wesen im ganzen großen Urwald wäre. Dumpf rollt der Donner; einzelne schwere Regentropfen fallen laut klatschend auf die großen Pisangblätter neben uns, daß man ordentlich erschrickt, zumal wenn diese letzteren von einem plötzlichen Gewitterwindstoß bewegt, laut klappernd und flatternd zusammenschlagen. Jetzt ist's höchste Zeit nach Haus, wenn man noch trocken vor dem alltäglich gegen oder bald nach Mittag sich einstellenden Sturzregen heimkommen will; gelingt's noch, dann ist's gut; andernfalls genügt eine Minute, um so naß zu werden, daß man nicht noch nasser werden kann.

Auch um dieses prächtige Urwaldgebiet, dessen Mittelpunkt der steil aufsteigende, noch kaum von Menschenfuß betretene 300 Meter hohe Gunung Butak ist, schließt sich immer enger der Gürtel der Kultur in Form von Teepflanzungen. Längst sind aus ihm die großen Feinde der Kultur, der Tiger und das Nashorn, in die noch unkultivierten westlichen und südlichen Teile der Insel verdrängt. Auch der schwarze Panther zeigt sich nur selten mehr; er kann sich nicht mehr ständig dort halten, wohl aus Mangel an großem Wild. Seine hauptsächliche Beute, das Wildschwein, das sich noch in den sumpfigen Gebüsch zwischen den Teehügeln versteckt, ist seltener geworden. Nur kleinere Raubtiere, eine Pantherkatze und einige Schleich- und Marderarten machen noch den Wald für das Kleinwild — Eichhörnchenarten und Vögel — unsicher. Schon ziehen die braunen Arbeiter im Auftrag des Tuan blanda, des „weißen Herrn“ auf schmalen Pfaden in den Wald hinein, um Steine und Holz für den Bau der Teefabriken zu holen. Schon stürzen die himmelhohen, eisenharten Rassamalastämme, die bisher nur der Blitz oder das Alter gefällt hat, unter der Axt und Säge der kleinen aber sehnigen Javaner. Mit breithörnigen Büffeln schleppen sie die Stämme durch die Schluchten, den Wasserläufen folgend, aus dem Wald hinaus; der Büffel und der barfußige Eingeborene dringen überall durch. Schon führt ein breiter Wassergraben die aus den Schluchten des Gunung Butak herabrinnenden Bäche als Wasserkraft nach der bald vollendeten Teefabrik. Ein

bewunderungswürdiges Stück technischen Könnens und physischer Arbeit ist übrigens dieser mitten durch den Wald und durch mehrere Tunnels in gleichmäßigem Gefäll geführte Graben, zugleich der einzige bequeme Weg, der die Pflanzenpracht der Bergschluchten und die Geheimnisse des Urwalds aufschließt. Oft habe ich auch meine Frau diesen Weg geführt und ihr die Herrlichkeiten der Natur zeigen können, die ihr sonst unzugänglich gewesen wären.

Schön und gut gangbar, resp. reitbar ist auch der Kontrolleurweg, der von der nach Tjisoedjen führenden eben im Bau begriffenen Hauptstraße abzweigt und in weitem Bogen um die ganze Unternehmung herumführt, um den Regierungsbeamten die Aufsicht über den Bezirk zu ermöglichen. Sonst gibt es — außer den bequem gang- und reitbaren Wegen durch die Teehügel nichts, was einigermaßen an „Weg“ erinnert. Die Zahl der möglichen Spaziergänge ist also eine äußerst beschränkte, und die Spaziergänge ohne Weg sind Geschmacksache, nicht für jedermann: — man darf dabei Verirrungen, Dornen, Sumpf und Blutegel nicht scheuen.

Mama zieht es meistens vor, daheim zu bleiben, der Küche wohlthätige Anregungen zuteil werden zu lassen, die Nährarbeit zu besorgen, oder das goldige Enkelein zu hüten, das im Zimmer oder auf der Vorgalerie, sich an Tischen und Möbeln haltend, Gehversuche macht oder sich splitternackt, nur mit Sonnenhut, auf einer Matte im Grase vor dem Haus vergnügt. Auch diese Beschäftigung macht müde; daß ich von meinen Waldspaziergängen, Ben aus seinen Gärten müde heimkomme, ist nach obigem verständlich. Nach Tisch ist ein tüchtiger Schlaf die gegebene Beschäftigung. Mittlerweile tobt sich der tolle Nachmittagsregen, oft mit heftigem Gewitter und scharfen Blitzschlägen in den benachbarten Urwald, aus, so daß man oft abends noch einige Schritte ins Freie gehen und die herrliche gelb-rötliche Abendbeleuchtung genießen kann, aus der das oben auf dem Hügel gelegene Administrateurhaus mit seinen Baumgruppen und dem dahinter gelegenen Urwald wie eine scharfe Silhouette sich abhebt, und die die Pflanzenwelt in leuchtendem Blaugrün

erstrahlen läßt. Melancholisch, eintönig klingen dann die Töne des holzklavierähnlichen „Gamelang“ aus dem Dorf, dem Kampong, herauf: — „die unausstehlichen Gamelangweiler!“ schalt ich oft. Daran reiht sich das übliche Frosch- und Grillenkonzert und nach dem Abendbrot der schon erwähnte Familienskat. Der Tag war lang genug: zeitig legt man sich zur Ruhe.

Zwischen 4 und 5 Uhr abends fangen die Frösche an. Zuerst einige fette, knatternde Stimmen, dann allgemeines Konzert, das die ganze Nacht über mit Kraft und Ausdauer durchgeführt wird. Sobald es dunkel wird, etwa um 6 Uhr, setzen die Grillen ein mit einem Geschmetter, das in der Nähe geradezu in den Ohren gellt. Dieses Frosch-Grillenkonzert geht, wie gesagt, die ganze Nacht fort und verstummt erst mit Tagesgrauen; man gewöhnt sich daran und hört es gar nicht mehr, wie der Müller das Klappern der Mühle. Während man noch bei Lampenlicht im Zimmer sitzt, beginnt das nächtliche Rumoren der Hausgenossen, der Ratten. Merkwürdigerweise hört man den ganzen Tag garnichts von ihnen; es ist, als ob sie gar nicht da wären — sei es, daß sie sich im Freien herumtreiben, oder daß sie den Tag über schlafen. Abends aber geht's los: zu unsern Häupten auf dem Bambusgeflecht, das die Zimmerdecke bildet, scheinen die reinsten Wettrennen stattzufinden, überall zwischen den Wänden rumort es, und sobald es im Zimmer ruhig ist, kommen sie auch aus allen Winkeln hervor, sind aber vorsichtig genug, so daß man sie nicht schießen kann. Sobald man das Zimmer verläßt, um ins Bett zu gehen, dann sind sie die Herren der Lage, und man sieht am andern Morgen die Spuren ihrer Tätigkeit.

Geht man nun zu Bett, so gibt das Nachtlicht ein gewisses Gefühl der Beruhigung, leider aber kann man dabei das Fenster nicht offenhalten, weil sonst durch den Lichtschein allerhand Getier, Fledermäuse, große Käfer etc. ins Zimmer gelockt werden. Nun legt man sich aufs Ohr und schlüpft unter seine Decke, denn es wird hier oben in den Bergen, mehr als 1000 Meter über dem Meer, nach dem Mittagsregen kühl, oft sogar kühler, als angenehm ist. Der Klambu, der große Moskitenvorhang,

der das ganze Bett umschließt, gibt auch noch ein gewisses Sicherheitsgefühl, einen gewissen Abschluß gegen die Außenwelt. Draußen Frosch- und Grillenkonzert und das laute Plätschern des Wassers, das aus dem Bambusrohr im Badhaus in das Badbecken fällt. An diese fortdauernden Geräusche gewöhnt sich das Ohr bald so, daß man sie sich nicht mehr zum Bewußtsein bringt; es herrscht also jetzt — abgesehen von obigen Geräuschen — Ruhe. Nun aber geht's los: überall in den Wänden, über der Decke ein Krikrik, Quickwick, ein Knistern, ein Knacken, ein Rascheln: — Bums, stößt ein mächtiger Käfer von außen an die Fensterscheibe; „Gockgockgockgock“ quackt ein Tjitjak (Eidechse) an der Decke; eine Ratte nagt oder raschelt durch die Wand; eine Stechsnake, die den Weg in den Klambu gefunden hat, singt dicht an unserem Ohr und — nicht ganz selten — knittert und zittert der ganze Raum von einer leisen Erderschütterung. Nach und nach gewöhnt man sich an alles und schläft trotz allem — wie eine Ratte: — mehr und besser als zu Haus, ja, man kriegt eine förmliche Schlafsucht. Ist es das Klima, oder ist es der Anfang vom echt indischen Phlegma?

So etwa vergeht ein Tag um den andern; ich darf wenigstens für meine Person sagen, ich langweile mich nicht. Auch der häufige Besuch der beiden benachbarten jungen Employés, besonders an den freien Tagen, verändert den Tagesplan wenig oder nicht: vielleicht einmal ein kleines Scheibenschießen, jedenfalls aber mit unumstößlicher Sicherheit der Abendskat, der an diesen Tagen oft schon des Nachmittags seinen Anfang nimmt.

Bei der 10tägigen Arbeitseinteilung weiß man nie, an welchem Wochentag man ist; selbst die Monate verißt man fast, da kein Wechsel der Jahreszeit oder der Witterung an sie erinnert; man lebt so recht in den Tag hinein, man träumt und dämmert so dahin, und doch vergeht dabei merkwürdigerweise die Zeit wie im Flug. Weihnachten, nach Kräften mit einem Christbaum in größerer Gesellschaft und Sylvester in kleinerem Kreis gefeiert, sind vorüber. Es wird Zeit, daß wir aus unserem Traumzustand aufwachen und uns auf der Insel Java um-

sehen, um Eindrücke nicht nur von den Preanger Teehügeln, sondern von der ganzen Smaragdinsel mit nach Haus zu nehmen. Unsere große Javareise steht aber gleich von Anfang an im Zeichen des Pechgestirns: Ben erkrankt influenzaartig mit einem fieberhaften Brustkatarrh, hat aber schon Urlaub genommen und will keinen Aufschub mehr.

Nun sei dem Tagbuch wieder das Wort erteilt.

16. Januar. Die große Javareise. Gestern Abend noch große Packerei, bei der ich mich nur indirekt als Kindsmagd nützlich mache. Spät, müde zu Bett, früh Tagwache durch die Kulis, die das Gepäck abholen, und durch die Ratten. Mama und ich nehmen den Weg unter die Füße und machen einen herrlichen Morgenmarsch von drei Stunden nach Warong de Puss hinauf, wo fast gleichzeitig mit uns Ben und Amsel zu Pferd eintreffen. Nach einem kurzen Imbis aus der Handtasche fahren wir wieder in dem von der Herreise bekannten „Landauer“ talabwärts. Der Karren seufzt bedenklich unter unserer Last, aber wir kommen wohlbehalten eben recht nach Tjireungas. Von 11 bis 3 Uhr entzückende Bahnfahrt nach Bandung. Reisfelder mit in Kokospalmenwald und in Fruchtbaumhainen versteckten Kampongs bilden den Vordergrund, blaue Berglinien, teilweise himmelhohe Vulkane, den Hintergrund. Durch Teeländer, an Schluchten und Urwald hin, über wilde, tiefeingeschnittene Bergströme geht der Bummelzug. Nach einer kurzen Rast in dem angenehmen Preangerhotel zeigt uns eine Rundfahrt die Reize der Residentenstadt und Hauptstadt der Preanger-Regentschaft. Eine reizende, propere, auf einer gesunden Hochebene von einem Bergkranz umgebene Stadt. Ein Abendbummel durch die Stadt endigt im Restaurant Vogelpoel mit einem prächtigen Glas Bier. Nach gutem Abendbrot und einer Rast auf der Vorgalerie im Negligée, wo diese Zeilen geschrieben werden, legen wir uns sehr müde zu Bett, um morgen früh 6 Uhr nach der Sultanstadt Djokja weiterzufahren.

17. Januar. Eisenbahnfahrt über die Preanger Hochebene mit prächtigen Gebirgslandschaften, sogar einzelnen felsgekrönten Bergen und gewaltigen Vulkanen in

der Ferne. Dann steigt die Bahn wieder in mächtigen Windungen hinab ins Javanische Tiefland. Hier herrscht der Reis und die Kokospalme. Dann wird das Bild einförmiger, und es beginnt eine trostlose Wüstenei: — das berühmte Sumpfland von Bandjar, bestehend aus Dschungel, Sumpf und niederem Wald. Amsel, die anfangs wegen Seekrankheit zu Land wieder umkehren wollte, liegt fortwährend und ist jetzt in einem so passiv-erträglichen Zustand, daß sie die ganze Eisenbahnstrecke nach dem äußersten Osten auf einmal abmachen will. Wir beschließen also, an Djokja vorbei, bis ans andere Ende von Java nach Surabaja durchzufahren. Der Zug jagt fast ohne Anhalt in rasendem Tempo. Im Lauf des Nachmittags kommen wir in die Gegend, wo die wohlgepflegten Zuckerfelder vorherrschen. Reisfelder mit Büffelherden und Zuckerfelder wechseln mit einer Art Palmenwald ab, in dem die Kampongs der Eingeborenen stecken. Gerädert kommen wir in Surabaja $\frac{1}{2}$ 8 Uhr an und steigen im Hotel Simpang ab. Alles ist todmüde und geht zu Bett, nur ich bringe noch eine halbe Stunde auf der Terrasse des Restaurants Grimm bei Whisky-Soda und Musik zu Junge Kaufleute sind das Hauptpublikum. Von Straßenleben ist wenig zu sehen, zumal die Straßenbeleuchtung sehr zu wünschen übrig läßt.

18. I. Glücklicherweise geht der Zug nach Passuruan südwärts (Tosari) erst nach 8 Uhr. Nach 2stündiger Fahrt durch sonnenbeglänzte Zuckerfelder und Palmenwald mit versteckten Kampongs landen wir in Passuruan und werden in die bekannten zweirädrigen Wägelein verladen. Mama sitzt auf dem Seitensitz, ich rücklings wegen des Gleichgewichts und kann meine Beine nirgends unterbringen. Leider verliere ich dabei meinen biederen schwarzwälder Spazierstock, der übrigens schon lang gegen das javanische Klima rebelliert und sich zu einer Art flachen Fragezeichens verzogen hatte. Ziemlich eben geht die Fahrt durch schattige Alleen bis zu einer Umspannung, wo die Pferde gewechselt werden, dann von da nach Puspo geht's steil hinauf; trotzdem wird meist Trab gefahren, und es stößt und rüttelt uns gehörig durch. Einzelne Regenschauer nötigen zum Herunternehmen der

Wachstuchwände, so daß der einzige Genuß der Fahrt, die Aussicht, verloren geht. In Puspo essen wir Lunch und bringen die Unkosten dadurch wieder ein, daß Ben und ich den angeblich 8, in Wirklichkeit 11—12 Kilometer langen Aufstieg nach Tosari zu Fuß machen, während Amsel zu Pferd sitzt und Mama elegant im Tandu wippt. Die Tanduträger gehen eine Art kurzen Laufschrift, der so sehr fördert, daß Ben und ich nicht mitkommen. Immer höher steigen wir durch Waldschluchten auf guter Straße. Hier begegnen wir einer Menge wilder oder verwilderter Kaffeesträucher mit teilweise reifen Kaffeebeeren; die Datura hängt ihre riesigen weißen Blumenlocken wie Laternen über den Weg. Diese Giftblume mit ihrem von weitem süßen, von der Nähe betäubenden Geruch ist wie die Sünde: — von ferne verlockend, von der Nähe tödlich. Lichtnadhige Kasuarinen säumen den Weg; eine Herde Lutungs geht vor uns über den Weg, d. h. auf der Luftstraße durch die Baumwipfel und erfreut uns durch ihre Virtuosität, von Zweig zu Zweig zu turnen und von hohen Bäumen auf niedrige herunterzuspringen. Endlos will uns beiden Fußgängern der Weg erscheinen; Ben mit seiner Influenza kann kaum mehr weiter. Dichter Gebirgsnebel verhindert jetzt jede Aussicht. Immer höher geht's durch die dünnen Kasuarinen, und schließlich scheint ein Treppenweg durch den Nebel vollends über die Wolken in den Himmel zu führen. Endlich sind wir oben und finden im „Home“, einem der freundlichen Pavillons des auf einem Bergvorsprung 2000 Meter über Meer gelegenen Luftkurhotels Tosari eine wahrhaft anheimelnde Unterkunft und vor allem ein gutes Abendessen, auf das wir bei einer Flasche Rotwein und einem Skat mit Sehnsucht warten. Die Aussicht auf das Land tief unter uns ist durch Wolken vielfach verdeckt. Doch mache ich noch mit einem Herrn aus Guinea, der mich deutsch begrüßt, einen kleinen Abendbummel bis zu dem großen Dorf Tosari. Müde sind wir, aber es langt doch noch eine Partie Billard in dem schönen Gesellschaftszimmer des Hotels mit dem Guineapflanzer. Für morgen beschließen wir einen Ruhetag und verschieben den Ausflug auf den Vulkan Bromo, der den Glanz-

punkt Ostjavas und Javas überhaupt bilden soll, auf übermorgen.

19. I. Schon in aller Morgenfrühe gehen wir noch im Schlafanzug auf die Gartenterrasse mit Tennisplatz, an der wir wohnen, um die Aussicht zu genießen, ehe die Monsunwolken kommen. Es ist schön und kalt, die Aussicht durch Nebel und Wolken beschränkt. Man sieht jedoch einen Teil des Landes unten, bewässerte wie Seen glänzende Reisfelder und die weite Bucht von Surabaja, im Norden abgeschlossen durch die Insel Madura. Der Blick ist schön, kann aber nach unserer Meinung nicht wetteifern mit den Aussichtspunkten der Schweiz. Ein kleiner Morgenbummel führt uns allmählich in eine Schlucht hinein, die mit dem „Nymphenbad“ abschließt, einem nicht nennenswerten kleinen Wasserfall. Europäische Gemüse, Kartoffelfelder und heimatliche Pflanzen und Schmetterlinge (Perlmutter- und Distelfalter) grüßen uns als alte Bekannte. Es ist ziemlich heiß und dämpfig. Bis zu Tisch mache ich mit Ben noch eine Partie Billard; ein treffliches Klavier verlockt mich, mein äußerst beschränktes Repertoire zum besten zu geben. Nach Tisch ist Schlaf das Beste, um die Zeit zuzubringen. Heftiger Regen, große Kälte. Ich schreibe mit frostigen Fingern auf der Vorgalerie vor dem Gesellschaftszimmer. Nach dem tollen Gewitterregen wird die Aussicht auf das Flachland zu unseren Füßen, auf das Meer und die Insel Madura recht schön.

20. I. Um $\frac{1}{2}5$ Uhr Tagwache, eine Stunde später wird hoch zu Roß — nein, hoch zu Roß ist nicht der richtige Ausdruck, denn ich bin auf meinem kleinen Schimmel nur 1 Fuß über dem Boden — ausgerückt, auf den berühmten Vulkan Bromo, an dessen Besuch wir so viel Mühe, Zeit und Geld gerückt haben. Mama sitzt wieder wie eine Königin im Tandou, bekommt aber bald wieder ihre leidigen Nervenschmerzen und wünscht sich und uns — wo anders hin, als auf den Bromo. Durch die von Altjavanern, die sich vor dem Islam seinerzeit in diese damals unzugängliche Bergwildnis zurückgezogen haben, bewohnten „Heidendorfer“ und durch steile mit Kartoffeläckern — sage Kartoffeläckern! — bepflanzte Bergabhänge geht's aufwärts. Überall an

den Rainen heimische Blumen und Schmetterlinge. Dann geht's durch äußerst fadenscheinigen Kiefernwald auf meist gutem, streckenweise jedoch auch sehr zerrissenem und steilem Pfad immer höher, immer höher. Die kleinen Pferdchen klettern wie Ziegen und nehmen sogar den letzten kaminartig steilen Aufstieg zur Rasthütte am Moengalpaß mit bewunderungswürdiger Kraft und Ausdauer. Mein nicht 4 Schuh hohes Schimmelhengstlein ist wahrlich nicht zu neiden. Einige belegte Brötchen und ein Schluck Ajer-blanda erfrischen die Stimmung, die durch die absolut aussichtslose Aussicht in ein Nebelmeer etwas gesunken ist. Nun gehts 300 bis 400 Meter steil bergab zum „Sandsee“, dem ungeheuer ausgedehnten alten Krater, in dessen Mitte sich, Maulwurfshaufen ähnlich, die neuen Feuerschlünde, der gugelhopfähnliche Batok und der Bromo erheben. Der sie umgebende weite, wenig bewachsene Sandring ist eben, wie eine Rennbahn und wird von den andern Berittenen der Gesellschaft auch zu diesem Zweck benützt, während mein kurzbeiniges Schimmelein in einem kurzen, harten Eselsgalopp hintendreinkeucht. Nun sind wir am Fuß des Bromo, der aus rötlichen, wild zerrissenen Lavamassen besteht. Noch eine halbe Stunde steilen Aufstiegs zu Pferd, und wir stehen in kaltem Wind und dichtem Nebel an der steilen Zementtreppe, die zu Ehren irgend eines einmal dagewesenen Erzherzogs mit ca. 200 Stufen vollends auf den Kraterrand hinaufführt. Mama sitzt mit heftigen Nervenschmerzen verzweifelt im Tandü; ich bleibe bei ihr zurück, bis die andern (zwei couragierte Engländerinnen auch dabei, die $\frac{1}{2}$ —1 Stunde uns voraus waren) wieder herunterkommen, frierend und die Augen von Schwefeldampf gebeizt. Nun steige ich auch noch hinauf und harre mit Ben noch mehr als eine halbe Stunde auf der kleinen mit einer Schranke versehenen Plattform aus, die nach beiden Seiten in den schroffen Kraterrand übergeht. Unsere Ausdauer wird wenigstens einigermaßen dadurch belohnt, daß sich der Nebel zeitweise lichtet und die Sonne trüb durchscheinen läßt. So eröffnet sich uns hie und da ein Ausblick auf den 2—3 Kilometer breiten Sandring und ein Einblick in

den 2—300 Meter tiefen trichterartigen Höllenschlund, aus dessen Grund bald still, bald brodelnd und zischend eine Rauch- und Dampfwolke aufsteigt. Der Wind dreht zu unsern Gunsten, so daß wir nicht mehr von dem scharfen Schwefeldampf leiden; ein guter Schluck Rotwein wärmt uns von innen gegen die äußere Kälte. Die andern haben längst den Rückweg angetreten und wir müssen sie einholen. Ben galoppiert flott voraus, ich haudere mit meinem Schimmelein, so schnell als es eben geht, nach und erreiche auch die Karawane bald wieder. Der Rückweg aus dem großen Kraterring vom Sandsee auf die Höhe des Moengalpasses, mein müdes Rößlein am Zaum hintendreinziehend, rief mir den Uhlandschen Kreuzfahrer ins Gedächtnis: „So blieb er bald ein gutes Stück — hinter dem Heereszug zurück“ und „fast mußte der Reiter die Mähre tragen“. Feindliche Pfeile gab's zwar nicht, aber wir waren doch recht froh, als wir wieder durch die heimelnden Kartoffelfelder und die stattlichen „Heidendörfer“ zu unserem Sanatorium einlenkten. Noch eine Stunde bis zum Lunch wollte uns ziemlich lang erscheinen — ebenso auch jeden Abend das lange Warten auf das Abendbrot, das erst um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr stattfindet. Aber geschmeckt hat es uns — mit Ausnahme von Mama — herrlich, und ein paar Stunden Schlaf waren köstlich. Den ganzen Abend blieb die Welt in Nebel gehüllt, und es goß in Strömen. Das Billard und der Skat mußten wieder über den langweiligen Abend weghelfen. Die berühmte Expedition auf den berühmten Bromo hatte eben das Schicksal so mancher Gebirgspartie: sie war mißlungen.

21. I. Um so herrlicher erwachte der Morgen mit einem weiten Blick über die grüne Ebene Ostjawas, hellgrüne Reisfelder, dunkelgrüne Wälder, bis an die nordwärts liegenden Vulkane und an das Meer im Osten, die große Meerstraße von Madura, im Norden mit der langen Berglinie der Insel Madura abschließend. Fröhlich wanderten wir 2 Stunden auf guter Straße bergab bis Pusspo, und freuten uns besonders über die Aufmerksamkeit der hiesigen Affen, die uns ganz ohne Scheu ihre prächtigen Kletter- und Springkünste zum besten gaben. Es waren große, schwarze, langschwänzige Lutungs, und ebenso-

große rotbraune — vielleicht auch Lutungs? ich weiß nicht, ob sie in Schwarz und Rot vorkommen, wie die Eichhörnchen. Touristen und sichtbar Kranke, die zur Erholung Tosari aufsuchten, begegneten uns zu Fuß, zu Pferd und im Tandou. Von Pusspo ging's in toller Fahrt im zweirädrigen „Landauer“ bis Monrepas, wo das uns vom Sanatoriumsdoktor (F.) — den ich abends noch besucht hatte, freundlichst zur Verfügung gestellte Auto auf uns wartete und uns in flottem Tempo in genußreichster Weise durch die fruchtbare Ebene nach der Bahnstation Passuruan zurückbrachte. In der glutheißen Ebene empfand man den Luftzug durch die schnelle Fahrt äußerst wohltätig. Eine gute Reistafel bei einer dicken holländischen Wirtin in Sarong und Kabaya, die ihre runden Formen zu voller Wirkung brachte, schmeckte vortrefflich. Um 3 Uhr waren wir wieder in Surabaya und legten uns sogleich für zwei Stunden schlafen, die einzige Beschäftigung, die in der Nachmittagsglut dieser Fieberstadt möglich ist. Eine kleine Rundfahrt am späten Abend zeigte uns, daß außer dem für den Europäer interessanten Straßenleben hier tatsächlich nichts los ist. Wir genossen dieses Schauspiel bei einem Glas Bier am Aloon-Aloon, d. h. am großen Platz, die Flasche um einen Gulden.

22. I. Der Morgen führte uns ins Chinesenstadtviertel zu Einkäufen und zur Bank. Mich interessierte hauptsächlich der Obstmarkt, wo der Durian besonders stark vertreten ist und sich so bemerklich macht, daß man auf einem Käsemarkt zu sein glaubt. Einige prächtige Ananas, das Stück zu 7 Cent, waren das greifbare Resultat der Marktstudien. Amüsant ist das Gedräng der Sados, der kleinen, einspännigen, zweirädrigen Wägelchen, auf denen man rücklings sitzt, und der entsetzlich altmodischen und liederlichen, mit kleinen Zigeunerpferdchen bespannten sog. Droschken. Dazwischen schwere, hochrädige Zebukarren. Die Kutscher pfeifen auf schrillen Kondukteurspfeifen und die Autos, die zahlreich vertreten sind, lärmen und tuten auf alle erdenkliche Weise. Das ganze Handelsviertel gleicht einem Trödelmarkt.

Nach dem Mittagsschlaf wollte ich, um die Zeit nützlich und angenehm mit Sehen zuzubringen, um jeden Preis

noch zum Hafen hinausfahren, aber zuerst wollte die übrige Reisegesellschaft nicht, dann wollte die Dampfstraßenbahn nicht; die Stunde vor Einbruch der Dunkelheit ging durch ihre Bummelei verloren, und das Ergebnis war ein öder Straßenbummel in der nach einem starken Gewitter entsetzlich feuchtwarmen Luft. Beim Abendessen in dem hohen luftigen Saal des neuen, etwas kasernenmäßig aber hübsch gebauten Oranjehotels waren die Schnaken recht munter, während am Mittag große Fleischfliegen uns das Essen streitig zu machen suchten. Über dem Speisesaal mit Blick auf denselben hinunter liegt das Schreibzimmer, in dem ich unter häufigen Attacken der Schnaken diese Erinnerungen aufzeichne. Das Ergebnis unserer Unterhaltung vor und bei Tisch war ungefähr dasselbe, wie es im Scheffellied so klar präzisiert wird:

„Und als sie kamen nach Joppen,
Da faltet der Kanzler die Händ':
Jetzt langt's noch zu einem Schoppen,
Dann sind die Dukaten zu End, —

und das traurige:

„Remblem, 's ist nimmer geheuer,
O Cyprus, wir müssen nach Haus.“

Unser Plan, noch einige Tage in Garut, dem freundlichen Preangerstädtchen zu bleiben, fällt ins Wasser. Wir hätten besser getan, so wie ich es von Anfang an wünschte, unsere Reise auf West- und Mitteljava zu beschränken und nicht so viel Schweiß und Geld auf der Eisenbahn liegen zu lassen. „Schwamm drüber!“ „Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist.“

Aber den oben erwähnten „letzten Schoppen“ lasse ich mir nicht entgehen. Es ist halb 10 Uhr, morgen früh 6 Uhr geht's ab, rückwärts nach Djokja. Noch eine halbe Stunde Grimms Terrasse und eine Flasche Bier — um einen Gulden. Die Ochsenfrösche singen ihr trauriges Lied zu der traurigen Stimmung. Es ist nämlich ein großer Sumpf dicht hinter dem Hotel, der durch das Gewitter zum Binnenmeer angelaufen ist. Das scheint aber niemand weiter zu genießen.

Die Nachtruhe ist so gut, als sie bei der erdrückenden Schwüle eben sein kann.

In aller Frühe des 23. Januar geht's wieder zur Bahn; wir müssen, nachdem wir die Torheit begangen, durch ganz Java nach Tosari zu gehen, auch wieder durch ganz Java zurück. Doch verteilen wir diesmal die Qual einer 14 stündigen Eisenbahnfahrt auf zwei Portionen und fahren heute nur von Surabaja bis Djokja, von $\frac{1}{2}$ 6 bis $\frac{1}{2}$ 12 Uhr. Kaum haben wir uns in dem eben im Umbau begriffenen Hotel Tugu festgesetzt, als schon ein Schwarm Saronghändlerinnen, zum Teil entzückend hübsche junge Mädchen, sich an uns macht. Wir sitzen auf unserer Vorgalerie, und es ist lustig mitanzusehen, wie sie entrüstet, gekränkt auf allzu unverfrorenes Unterbieten reagieren, aber dann doch sogleich schmollend nachgeben. Unser blonder Ben, der — unter Aufsicht seiner Gattin — gut javanisch mit ihnen handeln konnte, erinnerte mich an Parsival unter den Blumenmädchen.

Nach Tisch und der notwendigen Mittagsruhe führen wir gegen 4 Uhr nachmittags zum „Waterkasteel“. Diesmal blieb Amsel wegen heftiger ausbrechenden Katarrhfiebers zurück. Das „Waterkasteel“ ist ein großer Lustgartenkomplex, den sich ein Sultan vor ca. 200 Jahren bauen ließ: — dickwandige Palastbauten zwischen Gärten und Seen zu Lustfahrten, große und kleine Badbecken mit anstoßenden unterirdischen Ruhemächern und dito Gängen zu kühlen Spaziergängen; alles jetzt verfallen und mit Moos und Unkraut bewachsen, zum Teil stecken friedliche Kampongs dazwischen. Ein Dornröschenmärchen aus 1001 Nacht! Die ganze versunkene Pracht erinnert mich lebhaft an die Macht- und Prachtentfaltung unserer schwäbischen Herzöge zu annähernd derselben Zeit, und es hätte mich interessiert, den Vergleich mit der Gegenwart zu ziehen durch Besichtigung des Kratons, des Hofes des heutigen Sultans. Diese war für morgen Vormittag angesetzt, ich mußte aber leider darauf verzichten: — aus Gesundheitsrücksichten.

Vor dem Abendessen besuchten wir noch eine kleine Ausstellung indischen Kunstgewerbes dem Hotel gegenüber und machten einige kleine Einkäufe: — mehr Garantie für indische Echtheit gibt's also nicht. Ich war sehr müde und von einer dösigen Interesselosigkeit, und

wir gingen alle sogleich nach dem Abendbrot zu Bett. Nun folgte für mich eine miserable Nacht; das Katarrhfieber kam jetzt an mich und nahm die bei mir gewöhnliche Form der heftigsten Bronchitis mit quälendem Hustenreiz an, der Husten aber wurde andererseits unmöglich durch Stechen im ganzen Rücken mit Betonung der Hexenschußgegend. Ich brachte die Nacht auf den Knien und Ellenbogen zu, meine gute Frau die ihrige auf den Beinen mit Pflege ihres Ehekrüppels. Eine denkwürdige Nacht, die Nacht in Djokja!

24. I. Während die andern den eben erwähnten Kraton, den Sultanshof, besuchten, unterzog ich mich der wirklich vortrefflichen Massage einer sogen. Dukun, einer einheimischen Masseuse und Heilkünstlerin. Du darfst mich ruhig mit ihr allein lassen, lieber Leser, denn erstens war sie alt und abschreckend häßlich, und zweitens hätte mich in meinem wahrhaft jämmerlichen Zustand selbst eine Odaliske kalt gelassen. Aber diese weichhändige, die schadhafte Punkte aufsuchende und ohne Beleidigung doch tüchtig durcharbeitende Massage hat mir geradezu imponiert.

Was den Kraton anlangt, den zu sehen mir selbst also nicht vergönnt war, so heißt's da scheint's wie in dem bekannten Lied mit einer kleinen Variante:

O alte Sultansherrlichkeit
Wohin bist du verschwunden?
Nie kehrst du wieder, goldne Zeit,
So froh, so ungebunden!
O jerum, jerum, jerum, —
O quae mutatio rerum!

Keine architektonische, gediegene Prachtentfaltung mehr, sondern nur noch Bambus mit Purpur- und Goldfitter. Ein Wohnhaus, eine Repräsentations- und Tanzhalle, eine Leibgarde: Kavallerie zu Fuß; zwei Repräsentations-Elefanten, einige prähistorische und einige moderne Karossen. So führt der heutige Sultan unter der Aufsicht seines „älteren Bruders“, des holländischen Residenten, noch eine Scheinregierung und markiert mit seinen 40 000 Gulden Monatsgehalt (Abzüge vorbehalten!) die alte Sultansherrlichkeit mit naiver Selbsttäuschung weiter.

Um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr sitzen wir wieder in der mit Recht so beliebten Eisenbahn und fahren in den heißesten Stunden durch die heißeste und unwirtlichste Niederung Javas,*) um gegen Abend wieder langsam gegen die Berge aufzusteigen. Um 8 Uhr landen wir in dem luftig auf der Preanger Hochebene gelegenen freundlichen Bandung. Die Nacht ist für mich noch einmal qualvoll und ich bleibe den ganzen folgenden Tag (25. I.) teils im Bett, teils auf der Vorgalerie des freundlichen Zimmers des Preangerhotels. Erst gegen Abend bin ich im Stand, auf ein Glas Bier im „Vogelpuhl“ mit auszurücken. Da wir keine Möglichkeit vor uns sehen, wie ich in diesem Zustand Tjisoedjen erreichen soll, beschließen wir, morgen früh (26. I.) nach Sukabumi ins Hotel und Sanatorium Selabatu zu gehen und da so lang auszuruhen, bis ich wieder transportfähig würde. Nach einer Bummelfahrt von $\frac{1}{2}$ 7— $\frac{1}{2}$ 12 Uhr kommen wir glücklich in Sukabumi an, ich todmüde und fiebrig und lege mich sogleich zu Bett. Der Doktor konstatiert eine leichte Lungenentzündung und läßt mir durch die Krankenschwester Brustwickel machen, die mir gut tun.

Den 27. bringe ich noch ganz im Bett zu und der Doktor ist ärgerlich, daß ich am 28. schon nicht mehr recht gut tun will.

Am 29. abends bin ich fast fieberfrei und fange an, mich wieder leidlich wohl zu fühlen. Bens sind schon am Sonntag den 28. I. nach Hause.

Am Dienstag den 30. I. kann ich schon einen kleinen Bummel unternehmen, und abends eine herrliche Spazierfahrt durch und um die Stadt, die reizend wie im Paradiesgarten am Fuß des gewaltigen Vulkans Gedeh liegt. Wir sehen bei dieser Fahrt, wie wenig wir noch von den intimen Schönheiten des Landes gesehen haben, und wie viel wir hätten sehen und genießen können, wenn wir uns auf unserer Reise die von mir vorgeschlagene weise Beschränkung auferlegt hätten.

*) In diesem ungesundesten und unwirtlichsten Teil Javas, wo Tiger und Panther noch häufig sind, und das Rhinozeros und der Banteng, der prächtige Wildbüffel Javas, noch die Pflanzungen zerstampft, haben unsere Kinder ihr javanisches Debüt abgelegt.

Auf unserer stillen Vorgalerie, einem Altan, manns- hoch über der Erde, mit einer 1 Meter hohen Brüstung, haben wir manche schöne Stunde der Ruhe und Erholung nach meiner Krankheit zugebracht. Links von uns im Flügel unseres Pavillons wohnt eine Holländerin, die immer entweder schläft oder nach ihrer Babu ruft. Sie war uns insofern nützlich, als wir „Babu bei ihr schinden“ konnten, zum Blusen zuknöpfen. Vor uns liegt eine grüne Grasfläche mit einem scharlachrot blühenden Spado-Deo und vier Phönixpalmen. Links tummeln sich die jungen „braunen Brüder“ mit Football (einer drunter genau wie der kohlpechrabenschwarze Mohr im Strubelpeter); rechts die Pferdchen des Hotels, wenn sie a. D. sind. Die Wiese schließt mit einem dichten Baumgürtel ab, über den sich die schöne blauduftige Hügelreihe der Preanger Berge erhebt. Der stille Winkel mutet mich so heimatlich traulich an, als müßte hinter den Bäumen unter den Bergen mein liebes Blaubeuren stecken. Aus den Zweigen des eschenartig belaubten Spado-Deo pfeift uns mit frecher Vertraulichkeit der muntere Flötenvogel. Die Verpflegung in dem von einem Kölner Herrn Lenné geführten Hotel ist vortrefflich.

Nun folgt wieder ein stiller Monat in den Preanger Teehügeln, in deren guter Luft ich mich rasch vollends erhole. Die Stimmung ist jetzt eine viel bessere, als in der ersten Zeit, wo wir uns an Nahrung, Wasser etc. noch nicht recht gewöhnt hatten und Mama zeitweise infolge davon geradezu krank war. Kleine Spaziergänge in den allzeit herrlichen Urwald „zu den Affen“ sind hie und da erfolgreich, d. h. geben uns Gelegenheit, ein Affenvolk in seiner richtigen Heimat im luftigen Reich der Wipfel zu bewundern. Nur die interessantesten von allen, die Oas, die wir so häufig von Haus aus ihren Morgengruß an die Sonne singen hören, wollen uns nicht die Freude machen, ihre entzückenden Künste zu zeigen. Ein großes Flugeichhorn, auf dem Rücken schwarz mit weiß durchstoßen, wie ein Schwarzfuchs, auf dem Bauch orangegelb bis ziegelrot, mit einem herrlichen, dicken, buschigen, rot ansetzenden und in Schwarz auslaufenden Schweif, wird uns gebracht. Nachdem es an die Kette gelegt und an Nahrungsverweigerung

elendiglich zugrunde gegangen, d. h. von den Hunden vollends zerrissen worden ist, können wir seinen leider verwüsteten Pelz und seine ungeheure Flughaut bewundern, die an den Vorderbeinen durch einen am Handgelenk (Ulna) angebrachten fast 10 cm langen Spannknochen ausgebreitet werden kann. Mein „Aquarium“ — so nennen wir die Formalinflasche — füllt sich mit Ungeziefer aller Art: Tausendfüßen, Spinnen, Skorpionen etc. Mit den Schmetterlingen habe ich kein Glück; sie fliegen mir zu hoch, und wenn man ihnen naheilt, fällt man in die Dornen.

Am 11. Februar habe ich die Freude — es ist ja eine mit Wermut und Wehmut gemischte Freude — meinen 50. Geburtstag in Java bei den Kindern, mit dem herzigen Enkelein auf dem Arm, zu feiern. Trotz der Kleinheit des Employégehalts fehlt es nicht an einem kleinen feinen Festessen und an dem festlichen Knall der Sektflasche. Ein kleiner Gichtanfall bildet den Nachklang des schönen Fests.

Am 22. Februar erfüllt sich endlich ein lang von mir gehegter und fast schon wieder — wegen des Gichtanfalls — aufgebener Wunsch: die Besteigung des prächtigen, kaum von Menschenfuß betretenen, von „schlimmen Geistern“ bewohnten Gunung Butak. Er heißt „der kahle Berg“, trägt aber den herrlichsten, jungfräulichsten Urwald. Der Aufstieg ist steil und stellenweise nicht leicht durch fast undurchdringliches Gestrüpp, das mit dem Bedok gekappt wird. Auf dem Gipfel nach mühsamer Arbeit angelangt, hauen wir uns zuerst die nötigsten Aussichts-lücken und erfreuen uns an dem Blick nach Süden bis an das Südmeer. Dann wird ein Tisch und Bänke improvisiert zum Frühstück, bestehend aus belegten Broten, kaltem Tee und einer Flasche Wein. Schließlich wird noch ein Denkmal errichtet aus einem hohen Rassamalamast mit einem Drillichrock als Flagge und unsere Visitenkarten in der Weinflasche deponiert. Ohne daß uns die Geister des Berges einen besonderen Schabernak gespielt hätten, kehren wir auf demselben „Weg“, auf dem wir heraufgeklettert sind, wieder zurück und sind um 12 Uhr schweißgebadet,

schmutzig, von Dornen und Blutegelbissen blutend, aber mit einem schönen Durst und Hunger, wieder in der Bambusvilla angelangt.

Die letzte Woche unseres Aufenthalts in Tjisoedjen läßt uns noch einen schönen Triumph über die Hauskobelde, die Ratten, erleben. Täglich werden einige der nächtlichen Ruhestörer in Fallen gefangen, und zwei reizende junge Kätzchen wirken wenigstens durch ihre Anwesenheit einschüchternd, so daß wir schon jetzt uns nachts einer wohlthätigen Ruhe erfreuen.

Es weht schon Reiseluft: — so weit es die täglichen zum Teil recht heftigen Gewitter erlauben, werden die gräßlich verschimmelten Koffer und andere Habseligkeiten gesonnt und gelüftet. Wenn man sieht, wie alles in der feuchten Luft verrostet und verschimmelt ist, so wundert man sich, daß man an sich selbst keine Vermoderungserscheinungen wahrnimmt. Am besten haben sich meine reinwollenen Bekleidungsstücke gehalten. Ich habe mich auch bei der größten Hitze, z. B. in Batavia und Surabaja, am wohlsten in meiner Jägerkleidung gefühlt und mir das Urteil gebildet, daß die Wolle auch im heißen Klima weitaus die vollkommenste Bekleidung — wäre, wenn sie sich leichter waschen ließe. Für einen Beruf, bei dem man sich nicht schmutzig machen muß, wie z. B. meinen gegenwärtigen Privatierszustand, ist Wolle entschieden die beste und angenehmste Kleidung; wer sich aber, wie z. B. der Pflanze, täglich in den Gärten mit Lehm etc. beschmutzt, für den ist Wollkleidung — trotz ihrer Annehmlichkeit und gesundheitlichen Vorzüge — nicht wohl durchführbar.

Am 2. März letzter Urwaldspaziergang mit Ben. Wir folgen einem Holzhauerpfad, bis dieser aufhört und schlagen uns dann mit dem Bedok durch die Büsche bergauf, bergab, bis zur „Wasserleitung“ durch. Die Lutungs geben uns noch eine Abschiedsvorstellung, während die Oas sich wieder einmal ungefällig zeigen. Durchschwitzt, dornzerrissen und blutegelzerbissen kommen wir heim; ein köstliches Bad macht alles wieder gut und ein Mittagsschlaf erfrischt die Kräfte. Mama hat mittlerweile unser Bündel, resp. unsere vielen Bündel geschnürt und

alles ist zum Abschied „klar“. Es war ein langer und gründlicher Besuch in Tjisoedjen, und doch ist die Zeit rasch dahingeflossen; wir müssen Abschied nehmen — auf wie lange? Wir hoffen, unsere Kinder in 2—3 Jahren einmal wieder in Europa bei uns zu sehen; ob wir Java noch einmal betreten werden, ist mehr als zweifelhaft.

Am frühen Morgen des 3. März machen wir uns zu Fuß auf nach Warong de Puss, Ben und Amsel geben uns zu Pferd das Geleite. Nach einer schönen dreistündigen Morgenwanderung und kleinem mitgebrachten Imbiß in der primitiven Rasthütte „Pig und Whistle“ geht's im Schnappkarren das letzte Mal hinunter nach Tjreungas. Eine kleine Stunde Bahnfahrt in chinesischer Gesellschaft bringt uns nach Tjandjoer, wo zwei Sados auf uns warten, um uns die schöne Bergstraße hinauf nach dem Berghotel Sindanglaya zu bringen. Die Pferdchen sind außerordentlich schlecht im Stand; am Ende der Stadt Tjandjoer wird noch ein drittes, ebenso elend aussehendes Rößlein aus dem Reisfeld am Weg eingefangen und mit elendem Lumpengeschrir vor meinen Wagen gesetzt. Aber trotzdem versagt das traurige, zigeunerhafte Fuhrwerk alle Augenblicke, und der Kutscher muß jedesmal aussteigen und seine Mähren wieder anziehen. Nach 3 Uhr kommen wir an der reizenden Sommerresidenz des Gouverneur-Generals in Tjipanas und einem reizenden kleinen See vorbei doch glücklich nach dem Luftkurhotel Sindanglaya. Es liegt am Fuß des mächtigen Vulkans Gedeh, den wir auf der ganzen Fahrt zu unserer Linken in Wolken gehüllt gesehen haben. Sindanglaya ist eines der angenehmen Pavillonhotels, ein Haupthaus, umgeben von einem prächtigen parkartigen Garten, mit herrlichen Baumgruppen, besonders breitästigen Waringin, unter denen sich die Wohnpavillons verstecken. Wir wohnen im Haupthaus, 1 Treppe hoch, eine große Freitreppe unter schweizerhausartig vorspringendem Dach bietet zugleich eine prächtige Aussichtsterrasse. Hier haben wir einen herrlichen Blick auf zackige Berglinien im Norden; vor uns die dunklen Baumgruppen des Parks von brausendem Sturm gepeitscht. Darüber geht hinter eilig fliegenden Wolken, phantastischen Tiergestalten äh-

lich, der Vollmond auf. Auf der Ostseite des Hotels ragt drohend zwischen den Waringin die dunkle Masse des Gedeh zum Himmel. Wehe dem schönen Sindanglaya, wenn der alte Polyphem nach jahrhundertelangem Schlummer wieder erwachen sollte! Gewaltige vulkanische Steinblöcke, die überall im Garten umherliegen, erinnern an seinen letzten Zornesausbruch. Ein herrlicher Rosenstrauß auf unserem Tisch, der unter der Frachtdeklaration: „Lebende Tiere“ uns zunächst eine unliebsame Überraschung zu bringen schien, erinnert uns an den morgigen Geburtstag Mamas am 4. März, in den wir dank der herrlichen — für uns neugebackene Javaner fast empfindlichen Kühle (22° C.) ausgezeichnet hinüberschlafen.

4. März. Eine eigenartige, nicht gewöhnliche Geburtstagsfeier! Mama im Tandü, ich zu Pferd am Fuß des Gedeh hinauf — ähnlich wie in Tosari durch Kartoffeläcker und europäische Gemüsegärten nach dem berühmten Urwaldgarten Tjibodas. In etwa 1½ Stunden erreichen wir das botanische Stationshaus durch einen lieblichen Wiesengrund, auf dem eine Herde anscheinend europäischer, in Wirklichkeit australischer Kühe weidet und unter reizenden Baum- und Bambusgruppen seinen Unterstand hat. Hinter dem Stationshaus geht's auf mäßig guten Waldwegen in den „botanischen“ Urwald hinein, der uns, die wir in Tjisoedjen den Urwald in nächster Nachbarschaft hatten, nichts Neues bietet. Nachdem wir ein paarmal steil auf und ab, durch nasse Schluchten und über umgefallene Urwaldriesen geklettert sind, sind wir froh, aus dem Urwald wieder heraus zu sein und den Rückweg anzutreten. Jetzt aber naht sich das Malheur in Form eines kleinen gemauerten Wassergrabens am Stationshaus, über den ich zu kurz hinübertrete, ausgleite und mir eine eklige Verstauchung meiner von ihrem letzten Gichtanfall noch kaum beschwichtigten großen Zehe zuziehe. Der Rückweg zu Pferd geht noch leidlich; es gelingt mir sogar noch, meinem alten Schimmel einen Geburtstagsparadegalopp am Tandü vorüber zu entlocken auf der schönen Landstraße kurz vor dem Hotel. Aber nach dem Mittagsschlaf stellt sich immer deutlicher der

Umfang des Malheurs in zunehmendem Umfang der großen Zehe heraus, und ein kleiner hinkender Spaziergang durch den Hotelgarten ist alles, was am Abend noch geleistet werden kann. Zum Glück hat Mama, der ahnungsvolle Engel, den Prießnitzschen Umschlag mit eingepackt, der die beleidigte Zehe wenigstens soweit beschwichtigt, daß sie eine leidliche Nachtruhe erlaubt. Der für morgen in Aussicht genommene Spaziergang vom Puntjakpaß nach dem Urwaldsee Talaga Warna muß jetzt schon aus dem Plan gestrichen werden; dagegen wird die heute früh schon in Aussicht genommene Flasche Sekt zur Feier des Geburtstags festgehalten. Weder die große Zehe noch der heftige Sturm stört unsern stillen, gemütlichen Geburtstagsabend und unsere herrliche Nachtruhe.

5. März. Sehr befriedigt scheiden wir aus dem angenehmen Hotel Sindanglaya nach dem Frühstück. Diesmal trennt uns das Geschick nicht, sondern zusammen in einem bequemen, anständigen Zweiräder des Hotels mit drei munteren, gutgehaltenen Pferdchen fahren wir nach dem Puntjakpaß hinauf und bekommen gleich noch einen weiteren Grauschimmel zur Vorspann, denn die Straße steigt steil hinauf nach dem in Nebel und Wolken gehüllten Paß. Beim Aufstieg haben wir noch einige herrliche Rückblicke auf das zu unseren Füßen liegende Land und die fernen blauen Bergketten, dann aber geht's hinein in Nebel und Wolken, Sturm und Kälte. Unser Kutscher macht eine kummervolle Miene; er hat von Vorübergehenden gehört, daß die Weiterfahrt durch einen quer über den Weg gestürzten Baum versperrt ist, und wir haben die betrübende Tatsache aus den Gebärden der Inländer richtig erraten. Das letzte Stück des Aufstiegs auf die Paßhöhe ist so steil, daß ich aus Mitleid für die armen Pferdchen das Mitleid mit mir selbst vergesse und in meinen Sandalen — in den Stiefel komme ich nicht mehr hinein — neben dem Wagen herhinke. Jenseits geht's wieder so steil hinab, daß die Pferdchen den Wagen kaum halten können; die Bremse ist nämlich am javanischen Schnappkarren nicht üblich. Im Nebel vor uns taucht das Hindernis, der gefallene Baum, auf, ist aber glücklicherweise von einigen Holzhauern fast schon

durchgesägt. Nach kurzem Warten, während dessen noch andere Bäume bedrohlich im Sturm zu uns herabwinken, können wir glücklich passieren. Noch eine Stunde geht's steil hinunter. Bald kommen wir aus der Wolken- und Sturmregion heraus, und von Viertelstunde zu Viertelstunde fühlt man immer deutlicher, daß man nicht weit vom Äquator ist. Nun eröffnet sich ein großartiger Blick weit über das grüne Land, die Buitenzorgsche Ebene, bis an diejenigeitige blaue Hügelkette. Durch viele Dörfer geht der Weg. Überall sieht man ein friedliches, sorgloses, zufriedenes Völklein sein Wesen treiben. Auf den Feldern wird gearbeitet, auf den Wegen tragen sie ihre herrlichen Früchte zu Markt, in den Bächen baden sie ungeniert, doch schamhaft, Männlein und Weiblein, und klatschen ihre Wäsche auf die Steine. Die Fahrt gestaltet sich auf diese Weise noch zu einem wahrhaften Genuß. Unermüdlich trotten unsere drei Rößlein weiter. Endlich geht's auf einer Brücke über den schäumenden Tjiliwong nach Buitenzorg hinein; zuerst durch Kampongs, dann werden die Häuschen immer städtischer, schließlich villenartig, und man hat das Bild der indischen Stadt, bei dem man sich immer fragen muß, ob man eigentlich in der Stadt ist oder nicht, so lose reihen sich die Häuser und Gärten aneinander unter dem Dach reichtragender Fruchtbäume.

Kaum haben wir uns gegen 2 Uhr nach dem Lunch auf unserer behaglichen Vorgalerie des Hotel Bellevue niedergelassen und uns überzeugt, daß der Eingang zum zoologischen Museum und zum botanischen Garten unmittelbar vor uns liegt, da kommt schon unsere „Amsel“ angefahren. Das Bedürfnis, die letzten Stunden auf Java mit uns zu teilen, hat sie nicht zu Haus gelassen. Gegen Abend machen wir noch einen kleinen Versuch, in den botanischen Garten zu gehen, weil Fahren nur in der Eingangsallee bis zum Palais des Gouverneur-Generals, des höchsten Beamten von Java, des Stellvertreters der Königin, erlaubt ist. Dieses Palais hat eine herrliche Lage inmitten des berühmten Gartens und schimmert mit seinen weißen Säulen durch die herrlichen Laubbäume und Palmen. Vorn spiegelt es sich in einem See mit Seerosen und Lotos, auch der mächtigen *Victoria regia*; nach hinten hat es einen

Baumpark, hauptsächlich aus riesigen Fikus mit Luftwurzeln und Stelzenwurzeln der merkwürdigsten Art. Unter diesen Bäumen weidet eine ganze Herde Formosarehe oder Axishirsche. Unser Spaziergang scheidert bald an meiner Gehunfähigkeit. Abends überrascht uns ein kurzer, aber erfreulicher Besuch von Administrateur W. aus Tjisoedjen, mit dem Zukunftsfragen besprochen werden. W. reist schon morgen früh 5 Uhr weiter nach Sindanglaya, wo wir herkommen. Mama fängt an, nach anfänglicher Ablehnung eine Verehrerin des Durian zu werden; auch für den nächsten Abend ist Durian und der köstliche „Sürsack“ in Aussicht genommen, dessen säuerlichsüßen aromatischen Fruchtbrei man aus Gläsern trinkt, wie Sorbet: — wir müssen uns doch noch weiden an den herrlichen Früchten Javas, die uns in Tjisoedjen nicht zu hoch, sondern zu tief — im Tiefland — hingen.

Der Durian verdient eigentlich ein eigenes Kapitel oder vielmehr einen Hymnus. Die kopfgroße, braungrüne, über und über mit harten Stacheln bedeckte Frucht, die auf einem hohen Laubbaum überall bei den Dörfern der Eingeborenen wächst, kommt massenweis auf den Markt und verbreitet einen aus Zwiebel-, Bocks- und Käseduft gemischten Geruch, der viele Europäer unüberwindlich abstößt. Wer aber unverzagt durch diese Atmosphäre auf die schön weißen 4—5 Fruchtfächer eindringt, der findet darin je eine Reihe von großen, nicht eßbaren Kernen, wurstartig eingewickelt in eine gelblichweiße, rahmkäseähnliche Masse. Diese Creme wird von den Kernen abgelutscht und ist von einem unbeschreiblichen schlagrahmsüßen, pikanten, kühlenden Wohlgeschmack. Die Europäer teilen sich in unverbesserliche Durianhasser und begeisterte Durianschwärmer. In das Zimmer paßt der Durian nicht; im Hotel ist er verpönt; — aber auf der Vorgalerie schmeckt er wunderbar.

Der Morgen des 6. wird verteilt unter den botanischen Garten und das zoologische Museum. Ich kann wenigstens langsam und vorsichtig etwas ausgehen. Im zoologischen Museum lerne ich dessen Schöpfer, den alten freundlichen Major Ouwens kennen, der mich selbst herumführt und uns auf den Abend in sein Haus zur

Besichtigung seiner kleinen Hausmenagerie einlädt. Dies ist denn auch nach einer langen Siesta, Bad etc. unsere einzige Leistung für den Nachmittag, resp. Abend. 2 Oas, 7 Anoas, Binturong, Kasuare, Affen, Papageien etc. bevölkern das Haus und den Garten des wackeren Tierfreunds, der mir auf einige Fragen bereitwilligst Auskunft gibt, und mir den roten Lutung lebendig vorführt.

7. III. Morgens botanischer Garten — meine Gehverhältnisse werden langsam etwas besser, doch muß ich noch sehr vorsichtig auftreten. Noch einmal zoologisches Museum. Abends eine feine Spazierfahrt im feinen Hotelwagen, eine Stunde um 4 Gulden. Das Wetter ist angenehm, die Gewitterregen kommen uns nie unbequem überraschend; aber der Salak, der hier die Gegend beherrscht, hat immer eine Wolkenmütze auf; man sieht ihn vor sich von der Galerie der hinter dem Hof des Hotels liegenden Zimmer, von wo aus man auch das tief eingeschnittene Tjiliwongtal unter sich hat mit der Staffage der fröhlichen badenden und waschenden Bevölkerung.

8. III. Morgenspaziergang von $1\frac{1}{2}$ Stunden im botanischen Garten. Während Mama einpackt, bin ich noch einmal im zoologischen Museum. Um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr verlassen wir das reizende Buitenzorg. Zum letzten Mal ziehen während der $1\frac{1}{2}$ stündigen Fahrt die Bilder der Javalandschaft an uns vorüber: im Vordergrund junge Reisfelder mit braunen Brüdern und weidenden Büffeln; im Mittelgrund Palmenhaine und Fruchtwälder mit versteckten Kampongs; im Hintergrund blaue Berglinien. — Nach 1 Uhr fahren wir in den Hof des berühmten Hotel des Indes in Batavia ein mit seinem mächtigen luftwurzelumhangenen Fikus in der Mitte. Wir wohnen links von der Einfahrt in der langen Galerie, etwas zu nah der Straße, deren Auto- und Straßendampfbahnlärm unsere Mittagsruhe stört. Bei Tisch haben wir Ben getroffen, der gestern abend schon hierhergekommen war und wegen seiner Zahnangelegenheiten an der trefflichen Reistafel nicht teilnehmen kann. Die Reistafel des Hotels ist berühmt: — mindestens 20 erlei feine Zutaten und Sambals werden angeboten, von denen man meist nicht weiß, aus

was sie bestehen, die aber alle an Pfefferschärfe nichts zu wünschen übrig lassen.

Abends eine durch Regen etwas beeinträchtigte Spazierfahrt durch die obere Stadt Weltevreden. Die Fahrt endigt mit einem herrlichen, frischen Glas Bier vor einem Restaurant (Stamm & Wjins).

9. III. Abschiedstag. Mama und Amsel fahren miteinander auf Einkäufe; ich mit Ben zunächst zur Bank, um unser letztes Geld abzuheben, dann um vergebens nach Briefmarken für unsere markensammelnden Freunde zu fahnden. Bis zum deutschen Konsul erstreckt sich unsere Umfrage — umsonst: niemand handelt mit Briefmarken. Vor 12 Uhr fahren wir nach der Station Weltevreden und sind gegen 1 Uhr auf unserem schmucken Schiff, dem Holländer Rumphius. Da setzen Amsel und ich uns zu Tisch und lassen es uns schmecken, während Mama sich um unser Handgepäck umtut, von dem wir nicht wissen, wo es zwischen Hotel und Schiff hängen geblieben ist. Ganz gelegentlich fragt sie auch nach unserem großen Gepäck, das vor 10 Tagen vorausgeschickt wurde, um sicher aufs Schiff zu kommen. Nichts da! Nach langem, bangem Suchen, Telephonieren, Telegraphieren stellt sich heraus, daß es — vom Agenten der „Unternehmung“ falsch adressiert — ruhig in Batavia auf dem Bahnhof schlummert. Wunderbarerweise gelingt es noch, trotz des indischen Schlendrians, dasselbe telegraphisch mit der Bahn nach dem Hafen Tandjong Priok herauszubekommen, und kurz vor dem Ruf der Dampfpeife, dem Signal für die zur Verabschiedung Abreisender auf Deck befindlichen Leute, das Schiff zu verlassen, kommt noch alles glücklich an Bord. Wie atmet man auf nach solchen peinlichen Augenblicken!

Und nun lebt wohl, ihr Lieben in Java — hoffentlich auf Wiedersehen in 2—3 Jahren im Elternhaus!

Um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr tauschen wir die letzten Grüße mit dem Taschentuch an die auf dem Quai Zurückgebliebenen, und hinaus geht's auf die Javasee. Das Land verschwindet rasch aus den Blicken, da die Berge mit Gewitterwolken bedeckt sind. Nachdem wir eine große Zahl reizender kleiner waldbedeckter Koralleninseln passiert haben, fahren wir abends in die Straße zwischen Sumatra und

Insel Banka ein. Das Meer ist ruhig. Abends Gewitter und Regen.

Am folgenden 10. haben wir bis nachmittags noch die Insel Banka zur Rechten, die flache, sumpfwaldige Küste Sumatras zur Linken. Vor Tisch verabschiedet sich die Insel Banka mit dem Leuchtturm von Muntok, hinter dem sich ein schöner Berg erhebt. Mit einem jungen Frankfurter klopfen wir einen Skat vor Tisch. Nach dem ausgezeichneten Essen wird geschlafen, dann folgt die Fortsetzung des Skats. Heute Abend gegen 10 Uhr wird das Leuchtfeuer von Djang auf der Insel Linga links erscheinen, und eine Stunde später überschreiten wir den Äquator.

In der Morgenfrühe des 11. legen wir in Singapore an. Da wir diesmal keine Gepäcksorgen haben — es wird alles durch die Schiffsagentur vom Rumphius auf den Eitel-Friedrich besorgt —, so können wir uns darauf beschränken, unseren Eitel-Friedrich, der soeben einläuft und dicht vor uns am Quai festmacht, fröhlich zu besteigen und unsere Kabine in Besitz zu nehmen, mit der wir sehr zufrieden sind, obgleich sie unter dem Hauptdeck liegt. Sie ist doch nicht allzu eng und hat ein eigenes Luftloch, ein Bullauge. Wir haben eine gute Nase gehabt, daß wir eine auf dem Oberdeck gelegene Kabine ohne Bullauge ausgeschlagen haben; diese hat auch noch ein zur Steuermaschine führendes Dampfrohr in ihrer Wand: — eine am Äquator ganz unnötige Dampfheizung! Ein großes schönes Halbliterglass frischen deutschen Gersten-safts ist ein lang entbehrter, köstlicher Genuß. Dann machen wir uns auf nach der Stadt. Wir sind jetzt schon etwas weltgewandter und couragierter geworden als auf der Ausreise und nehmen uns zwei Rikschas, die uns durch die schöne Stadt, vorüber an großartigen öffentlichen Gebäuden und Kirchen, über schön gehaltene Plätze nach dem Rafflesmuseum bringen. Da wir $\frac{3}{4}$ Stunden zu früh dran sind — das Museum öffnet seine Türen erst um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr —, so haben wir noch Zeit, vorher in einem chinesischen Laden das heißersehnte Rohseidekleid zu kaufen. Dann kehren wir zum Museum zurück und finden daselbst eine sehr schöne in luftigen Räumen unter-

gebrachte zoologische Sammlung. Besonders erfreuen uns diesmal die herrlichen Schmetterlinge, die hinter bequem aufzudeckenden Wachstuchvorhängen leicht zu überblicken sind. Da können wir sie bequem bewundern, die schwarzgelben, schwalbenschwanzähnlichen, riesigen „Ritter“, die wir in unserem Wald immer nur so schnell hoch über uns vorbeisweben sahen, und die blau- und grün-schillernden Falter, denen wir so oft nachgeschaut haben, ohne sie erreichen zu können. Mein improvisiertes Schmetterlingsnetz habe ich vom ersten Ausflug in Fetzen heimgebracht ohne Beute, denn man kann im Urwald keinen Schritt vom sogenannten Weg ab Schmetterlingen nacheilen, ohne mit den dornbesetzten Angelruten der Rot-tangpalmen in Kollision zu geraten. Unter den Säugetieren spielen neben dem riesigen hinterindischen Gaur (Wildbüffel) und dem kleinen sumatranischen Nashorn die Affen die Hauptrolle. Der große schwarze Gibbon Sumatras erinnert mich auffallend an den Riesen unter den Menschenaffen, den afrikanischen Gorilla. Herrliche Korallen und wunderbare bunte Fische erregen unser Interesse. Eine reiche Vogelsammlung, besonders die Paradiesvögel, werden flüchtig bewundert. Auf der andern Seite des Museums finden wir interessante ethnographische Stücke; besonders eine Auswahl goldgewebter farbenprangender Sarongs. Unsere Rikschakulis wollen uns nicht loslassen und warten geduldig, bis wir aus dem Museum zurückkommen und zum Schiff zurückkehren, um dort unser Mittagessen einzunehmen und dann etwas zu ruhen. Gegen 4 Uhr rücken wir noch einmal aus, diesmal im Wagen, und fahren zu dem am anderen Ende der Stadt gelegenen botanischen Garten, in dem wir wohl 1½ Stunden lustwandeln. Es ist nicht übermäßig heiß, und der Nachmittagsregen, auf den man in Java so sicher rechnen konnte und mußte, bleibt aus. Als wir nach 6 Uhr zum Schiff zurückkamen, war das Abendessen zu unserer Überraschung schon vorüber, aber einige Butterbröder und das bayrische Bier genügten uns vollständig. Statt abends 6 Uhr ging das Schiff erst am Morgen des 12. ab. Die Nachtruhe war trotz ziemlicher Wärme im unteren Schiffsraum mit Hilfe des elektrischen Windflügels und des offenen Fensters ganz gut.

Langsam sucht das Schiff seinen Weg zwischen dem Gewirr von kleinen Inseln hindurch, die den Hafen von Singapore verstecken; erst in der grünen Malakkastraße geht's wieder mit Volldampf weiter. Kein Fisch belebt das Wasser, kein Vogel die Luft. Man fängt wieder an, die Schiffsgesellschaft zu studieren, die an Buntheit und Internationalität nichts zu wünschen übrig läßt. Viele Holländer, die von Java und Sumatra aus in Urlaub gehen, benützen die billige 2. Klasse des Lloyd, zumal die Besitzer zahlreicher Familien, unter denen die Missionare besonders gesegnet sind. Chinesen, Japaner, Halb neger sind da; unsere Tischnachbarschaft ist ein nur französisch sprechendes belgisches Ehepaar, aus Bangkok kommend. Ein netter junger Holländer (H.) stellt sich uns als künftiger Studiengenosse unseres Charlottenburger Studiosus vor. Ein dicker blonder Wirt aus Manila bietet bei der großen Wärme ein komisches Leidenbild.

Am Morgen des 13. sehen wir rechts ganz nahe das Festland der hinterindischen Halbinsel aus einem Morgengewitterschleier auftauchen. Eine schöne ca. 1000 Meter hohe Berggruppe springt weit vor und verbirgt das dicht dahinter liegende Penang. Gegen 9 Uhr fahren wir in weitem Bogen in den an Neapel erinnernden Hafen von Penang ein. Unser junger Freund G. vom „Roon“ ist nicht am Schiff. Wir spazieren deshalb direkt nach dem Hotel Runnymede, wo die Wirtin, unsere Landsmännin, uns vielleicht Auskunft über dessen Verbleib geben kann. Es ist weiter, als wir in Erinnerung hatten und sehr heiß, so daß Mama, die sich den Abend vorher beim Bad durch Ausgleiten eine Beule am Kopf und Kopfschmerzen zugezogen hatte, etwas schwierig wird, sich aber auf der kühlen Veranda des Hotels bei einem herrlichen Ausblick auf das tiefgrüne Meer und die blauen Berge und einer eisfrischen Limonade bald wieder besänftigt. Unser junger Freund G. kommt auf telephonischen Anruf, und wir speisen vergnügt zusammen im Runnymede, wo wir noch einen jungen Pflanzer (Th.) kennen lernen, der aus seinen ungesunden Rubberländern in Sumatra auf einige Monate in Urlaub nach der Heimat geht. Er hilft uns getreulich handeln in dem chinesischen

Toko, den wir bald nach Tisch aufsuchen, um noch einige Reisepräsente zu kaufen. Die Sonne brennt, wie ich es noch nie empfunden habe. Auf's Schiff zurückgekehrt, wo durch das Einladen und die Anwesenheit einer Menge von Leuten, die nicht aufs Schiff gehören (Begleiter von Abreisenden, Händler etc.) eine ungemütliche Unordnung herrscht, ziehen wir uns ins Rauchzimmer zurück und trinken Bier, um es sofort wieder in Strömen hinauszuschwitzen. Der dicke Manilawirt ist ein lebendiges Rinnsal. Aus Platzmangel können wir G. nicht zum Abendessen einladen; er holt uns nach demselben ab zu einer kleinen Rikscharundfahrt durch das erstaunlich belebte, mit Papierlaternen bunt erleuchtete Chinesenviertel. Nach dieser Spazierfahrt sitzen wir wieder beim Bier im Rauchzimmer bis 10 Uhr zusammen, dann gehen wir zu Bett. Die anfangs auf 6 Uhr abends festgesetzte Abfahrt wird wegen Einladens von großen Mengen Tabak bald auf 9, dann auf 11 Uhr verlegt. Im Halbschlaf merken wir, wie sich der Kojob in Bewegung setzt.

Am Morgen des 14. sind wir wieder einmal draußen auf den weiten und ruhigen Wassern des indischen Ozeans, und es ist meine erste Morgenbeschäftigung, unsere Erinnerungen wieder aufs Laufende zu bringen. Der Tag verläuft einförmig, schön und warm. Ein prächtiges Meerleuchten beschließt ihn.

15. III. Kein besonderer Sonnenaufgang, da eine Wolkenwand das aufsteigende Tagesgestirn versteckt. Schwer, bleiern, spiegelglatt liegt die See; die Wellen, die das Schiff zur Seite wirft, haben eine glatte, messerscharfe Kante und laufen nach hinten in weiche, aalartige Rundung aus. Bei zunehmendem Tageslicht kommt wieder die gewöhnliche leichte Kräuselung der Oberfläche. Das Wasser ist so blau wie Waschblau; die Schattenseite der kleinen Wellen hat einen purpurnen bis kupferigen Ton. Gegen Mittag wird's wieder sehr heiß. Eine kleine Pendelbewegung des Schiffs in seiner Längsachse stört Mamas inneren Frieden mehr als die eben bemerkbare lange Dünung, die das Schiff langsam von vorn nach hinten wiegt. Gestern Nachmittag haben wir mit dem raffinierten Skatspieler M. und dem Anfänger Th. einen Skat

etabliert; heute traut Mama dem Aufenthalt im Rauchzimmer nicht. Gegen Abend beginnen wieder die üblichen Schiffsspiele, wobei scheint's wieder die sportliebenden Söhne Albions das Heft in der Hand haben; wir bleiben diesmal ganz außer Schußweite. 30 Kinder auf dem zwar geräumigen, aber vollbesetzten Deck der 2. Klasse machen mehr Radau, als auch einem Kinderfreund auf die Dauer angenehm ist; in Colombo sollen noch weitere 10 dazukommen. — Warum die Zigarren so teuer sind? — In Penang haben wir eine Menge feinen Sumatratobak geladen in Paketen von ca. 1 m Höhe, $\frac{1}{2}$ m Breite und 20 bis 30 cm Dicke. Der Wert eines jeden solchen Pakets wird uns von Sachverständigen auf 1500—2000 Mark angegeben; die Fracht für jedes Stück kostet angeblich 7—800 Mark! Nach dem Abendessen Meerleuchten mit Musik.

16. III. Schöner Sonnenaufgang, den ich NB! vom Deck aus im Schlafanzug bewundere: — zwischen den blaugrauen Wolkenballen am Horizont eine rötliche Stelle, die immer feuriger wird, in Gelb- bis Weißglut übergeht, daß das Auge nur noch blinzeln dem raschen Emporsteigen des großen weißsprühenden Sonnenballs zusehen imstande ist. Das Meer ist absolut ruhig und blau. Fliegende Fische huschen hie und da in Schwärmen über die leicht gekräuselte Fläche. Den ganzen Tag geht's ruhig und schnell dahin über die anscheinend unbelebte See.

17. III. Ein herrlicher Sonntagmorgen! Um 9 Uhr geht die Preisverteilung für die Schiffsspiele vor sich. Die Sammlung unter den Mitreisenden hat die schöne Summe von 160 Mark ergeben. Um 10 Uhr hält ein jovialer Superintendent (der Mission aus China), der mir den Abend vorher auf den Zahn der Gesinnung gefühlt und dabei eine kleine Enttäuschung erlebt hatte, einen Gottesdienst, nur schwach besucht und nach unserem Geschmack zu lithurgisch.

Schon seit Tagesanbruch haben wir zur Rechten die Rubininsel Ceylon, leider nur als eben sichtbare Land- und Berglinie. Gleich nach der „Kirche“ gehe ich wieder auf Deck und sehe, daß wir jetzt nahe der Küste, gegenüber

dem Vorgebirge Mount Lavinia uns befinden, und um 12 Uhr haben wir schon im Hafen von Colombo festgemacht. Nach dem Lunch eilen wir — es hätte gar nicht so pressiert — an Land mit der Lloydpinasse. Wir beide und unser junger Lyriker Th. setzen uns in die Rikscha und fahren in den durch Regenmangel recht ausgedörrten Viktoriapark, wo uns ein Singhalese herumführt und Rubber, Vanille, Kakaopflanzen etc. zeigt. Wir hätten mindestens 2—3 Stunden später ausrücken sollen, denn es ist in der Mittagsstunde wütend heiß. Was nun weiter? An Museen hat Mama einen Überdruß bekommen. Herr Th. weiß einen indischen Prinzen, der gern seine schönen Besitztümer Europäern zeigt; also fahren wir dorthin. Der Herr (de Soysa) ist nicht zu Haus, aber der feierliche, würdevolle, feztragende Hausmeister führt uns höflich in den Salon, in dem zwei gigantische Elefantenzähne aufrecht stehend als eine Art Eingangspforte prunken, und führt uns im ganzen Haus, oder besser Palais umher. Herrliche Räume, schön geschnittene Möbel von hell- und dunkelbraun gestreiftem Holz, allerlei schöne Prunkstücke und Gnadenbeweise des englischen Hofes, wahrscheinlich für gefügiges Abtreten von Land. Als wir uns nach unserem Rundgang wieder im Salon einen Augenblick setzen, werden wir höflich nach unsern Wünschen betr. Erfrischung gefragt und mit der erbetenen Limonade, und außerdem mit Zigarren elegant bedient. Ein Trinkgeld wird stolz zurückgewiesen, und ich konnte den Fantpas bloß dadurch gut machen, daß ich nachträglich stammelte: „für das Gesinde“. Nun geht's mit der Rikscha zurück nach der Stadt über die herrliche aber schattenlose Strandpromenade, wo der Ozean seine grünen Wogen mit weiß überstürzenden Kämmen auf den glatten Sand wirft. Nachdem wir unsere faulen und widerspenstigen Rikschakulis mit Hilfe der Polizei abgestoßen hatten (die chinesischen Kulis in Singapore waren weit leistungsfähiger und freundliche gute Kerle), bummelten wir vollends in die Stadt hinein bei Gluthitze und strebten zunächst einem Hotel nahe dem Hafen zu, in dessen luftigen, mit elektrischen Windflügeln gekühlten Hallen wir uns ruhten und erfrischten, dabei

fortwährend von Händlern umschwärmt. Nachher besuchten wir noch die nächstgelegenen Läden und staunten besonders über die Fülle von herrlichen Edelsteinen, die hier verhältnismäßig billig zu kaufen sind. Ein elfenbeinerner großer Elefant mit gold- und edelsteinbesetztem Prunksattel war ein Schaustück von verblüffender Pracht. Nun treten wir den Rückweg nach dem Schiff an. Ein Abendrot mischte Purpur unter das Blau der Wellen, als wir auf der Pinasse wieder dem Eitel-Friedrich zusteuerten. Es war etwa $\frac{1}{2}$ 7 Uhr. Auf dem Schiff war, wie immer im Hafen, noch tolles Treiben der Händler, das sich aber in Gemütlichkeit und mit Humor abspielte. Jeder kauft noch Diamanten, Elefanten, Ebenholz- und Palmstöcke. Man bot $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{6}$, ja $\frac{1}{10}$ des Angebots und je näher der Moment kam, wo „klar Schiff“ gemacht wird, um so billiger kaufte man ein; es war wirklich amüsant, dieser in einem Kauderwelsch von allen Sprachen geführte Handel.

Nach dem Abendbrot noch ein Blick auf die „italienische Nacht“, die der Hafen mit seinen Lichtern und beleuchteten Schiffen darbot, dann noch ein kurzer Skat, bei dem alle 4 Teilnehmer beinahe einnickten; seit 8 Uhr befinden wir uns wieder auf dem freien Ozean draußen.

18. III. Blaues Meer, frischer Wind, ideale Fahrt. Die Unterhaltung mit den Mitreisenden wird allmählich wärmer, man fängt an, einander zu kennen.

22. III. Drei Tage idealer ruhiger Fahrt über den herrlich blauen Ozean. Schiffsspiele, an denen wir mehr als Zuschauer teilnehmen, sorgen für Zerstreuung; 50 Kinder für die nötige Musik. Was wird da den ganzen Tag gelärmt oder geheult! Einige Quallen sind das einzige, was die See an Leben aufweist; abends einige Male schönes Meerleuchten. Man liest, man schaut den Spielen zu und vergißt oft fast, daß man auf dem Ozean schwimmt. Heute früh 6 Uhr, wie ich auf Deck komme, sehe ich eben noch links hinter uns die Insel Sokotra verschwinden, die wir schon passiert haben. Wir haben also den indischen Ozean hinter uns und befinden uns in der weiten Bucht von Aden, das wir morgen Abend erreichen sollen.

Man sieht jetzt noch nichts vom Festland, dessen Nähe jedoch durch einige Möwen signalisiert wird. Das Wetter ist andauernd schön, etwas kühler und windiger als bisher. Eine schönere, ruhigere Fahrt über den indischen Ozean ist wohl noch nie gemacht worden.

23. III. Die Einfahrt in die Rhede von Aden haben wir verschlafen. Als wir aufwachen, steht das Schiff still, umschwärmt von großen Raub- und Mantelmöwen und schwarzen Milanen, sowie von schwarzen Gestalten in Booten, Negern mit rot- und schwarzkrausen Köpfen, die Sägen von Sägfischen, Haifischrachen etc. feilbieten. Rechts und links erheben sich die wildzackigen, kahlen, braunen Felskolosse, welche die weite flache Bucht von Aden umschließen. Es wird Ladung eingenommen; einige der Schiffsbewohner lassen sich über die ziemlich bewegten blaugrünen Fluten nach Aden hineinrudern trotz der Mittagshitze. Wir bleiben an Deck und schauen dem bewegten Treiben zu. Ein Boot bringt bunte Fische und zwei Schildkröten, noch lebend, eine kleinere, eine enorme, um sie — ohne Erfolg — zum Kauf anzubieten. Über dem linken Felsenstrand mit seinen unglaublich spitzzackigen Nadeln und seinen Sandgletschern geht die Sonne als rot-weißglühender Feuerball unter — ein Gemälde à la Eugen Bracht. Nach dem Nachtessen Skat, während dessen das Schiff sich wieder in Bewegung setzt, um in das rote Meer einzulaufen.

24. III. Sonntag früh. Das Meer ist grau mit kleinen weißen Schäfchen, der Himmel etwas bedeckter, als wir es gewohnt sind. Mehrere große Schiffe laufen fern an uns vorüber.

26. III. Die beiden letzten Tage sind kühl, sogar sehr kühl, und ein scharfer Nordostwind weht, der uns nötigt, wärmere Kleidung hervorzuholen. Das Meer bleibt aber, wenn auch etwas bewegter auf der Oberfläche, doch ganz ruhig, so daß das Befinden nicht im geringsten gestört wird. Unter den vielen Schiffen, die uns begegnen, sind heute auch mehrere italienische Kriegsschiffe, die scheint's hier auf Beobachtungsposten sind. Heute Abend ist Maskenball. Wo die Leute nur all die phantastischen Kostüme herbringen? Unser dicker

Manilawirt H. erscheint als Bratwürstelkoch; famose Figur. Der Lyriker Th. hat sich zu einem sehr netten Seemann umgebildet, der einen großen aus zwei Bierflaschen hergestellten Operngucker trägt und einen aus einer Damenhaareinlage genial improvisierten Seemannsbart. Türken, Perser, Chinesen und Chinesinnen, eine alte Jungfer mit männlicher Grazie, eine Kreuzung von Weißem und Neger, halbseitig schwarz und weiß, ist zu sehen. Wir zwei altgebackenen Leute sind nur zuschauendes Publikum; Mama schaut zu, ich schreibe im Bierstübchen. Feines kaltes Büffet, vom Lloyd gestiftet.

Morgen kommen wir nach Suez, dann haben wir das wegen seiner Hitze sonst gefürchtete, diesmal so kühle rote Meer hinter uns. Der Schiffsdoktor (F.) ist krank, ich vertrete ihn teilweise. Darüber und über dem Lesen vergesse ich oft, daß man auf dem Meer ist.

27. III. Gegen Mittag liegen wir vor Suez neben dem stattlichen „Prinz Ludwig“, unserem Schwesterschiff, das in den fernen Osten hinausgeht, dahin, wo wir herkommen. Weiß leuchtend liegt die Stadt an dem türkisblauen Ende des roten Meeres, lichtgrüne Streifen und dann wieder purpurne und tintendunkle Querströme geben mit dem leuchtenden Gelb der Wüste ein herrliches Farbenbild. Wieder entwickelt sich auf Deck der Kleinhandel in Korallen, bunten Decken etc. Gegen 5 Uhr drehen wir auf der Stelle und fahren in den Kanal ein, der uns rechts mit prächtigen Wüstenbildern, mit Herden von Kamelen, links mit leuchtendgrünen Oasen empfängt. Lautlos gleitet unser mächtiges Schiff durch die enge Wasserstraße. Die Tamarisken links sehen im Mondschein wie Tannenbäumchen aus, und die rechtsseitigen Sanddämme mit der dahinterliegenden Wüste erscheinen täuschend wie eine Schneelandschaft. Unser deutscher Vordermann bleibt mitten in der Nacht einige Stunden im Kanal stecken und hält uns auf, so daß wir erst gegen 10 Uhr am 28. nach Port-Said kommen. Das Wetter wird immer kühler und windiger, so daß man durch die salzschimmernde Wüste kurz vor Port-Said an eine Schlittschuhbahn erinnert würde, wenn nicht auf der andern, afrikanischen Seite im Mensalasee ganze Inseln oder Geschwader von Flamin-

gos und Pelikanen erinnern würden, wo wir uns befinden.

In Port-Said springen wir wie die Hämmel bei der Schafwäsche in die Ruderboote und lassen uns an die ganz nahe Landungsbrücke übersetzen. Eine kurze Rundfahrt frischt die Erinnerung an das verkommenste Drecknest der Welt rasch wieder auf. Nachdem wir beim unvermeidlichen Simon Arzt noch einige Kleinigkeiten eingekauft, kehren wir zum Lunch auf Deck zurück und sind froh, daß wir wieder auf deutschem Boden sind. Bis zur Abfahrt gegen 2 Uhr nachmittags wird noch tüchtig gehandelt, besonders in kleinen hübschen gobelinartigen gewebten Stücken orientalischen Lebens. Als Mama zum Schluß noch Lust nach einer Straußenfeder entwickelt, ist's zu spät. Schon setzen wir uns langsam gegen den hohen Leuchtturm und gegen das am Hafeneingang stehende Lessepsdenkmal in Bewegung. Drei Meere haben wir glücklich hinter uns, die Javasee, den indischen Ozean und das rote Meer, sollte uns das letzte, die Binnenpfütze, das Mittelmeer, noch imponieren wollen? Der heftige Wind ist mittlerweile zum Sturm geworden, und wild schlagen die schmutzigen schäumenden Wogen über die Mole des Hafens. Als wir deren Schutz verlassen, geht der Tanz los. Das jetzt dunkelgraugrüne Meer wird immer wilder, doch unser großer Kasten bleibt ziemlich ruhig. Beim Abendessen fehlen viele Damen, auch einige Herren. Drinnen im Schiff ist das Schaukeln viel unangenehmer, draußen friert man wie ein Schneider. Ein Skat — ohne Mama, die zu Bett ist — wirkt ablenkend. Nach demselben sehen wir noch dem wildwogenden Meer und der immer wieder mit Brummen über Wasser kommenden Schraube zu, und dem prächtigen Strudel, den sie aufrührt. Während der Nacht wird das Schiff noch immer unruhiger, doch können wir die Luke offen haben, weil der Wind von vorn kommt, so daß wir keinen direkten Wellenschlag gegen die Schiffswand haben. Wir schlafen ganz gut, Mama bleibt aber am 29. aus Vorsicht zu Bett, weil sie fürchtet, beim Ankleiden seekrank zu werden. Das Meer ist wieder dunkel indigoblau, aber noch recht unruhig. Doch kann man auf Deck in wärmerer Kleidung in die Sonne sitzen. Heut hat man Platz auf Deck; viele

sind nicht heraufgekommen, andere liegen still als Meerleichen umher.

30. III. Kalt, windig, aber etwas ruhiger, so daß wir wieder Bullboard spielen können. Abends Skat.

31. III. Sonntag. Schöner sonniger Morgen, frisch, aber nicht kalt. Bald nach dem Frühstück kommt leicht angedeutet rechts die bergige Küste von Kalabrien in Sicht — also wieder Europa. Gegen Mittag fahren wir in die Straße von Messina ein; links ragt in der Ferne in zarten Dunsttönen der mächtige schneegekrönte Ätna. Je näher man dem Ufer kommt, um so freundlicher erscheint das Frühlingsgrün, das auf die Entfernung nicht sichtbar ist. Doch sind die Berge oben nackt und felsig, einzelne wilde Felsformen ragen hervor. Rechts das stattliche Reggio, links in langem Panorama mit seinem großen Viadukt und der alten Burg, das noch stellenweise in Trümmern liegende Messina. Dann haben wir zur Rechten eine auf Untiefen hinweisende starke Strömung, die Scilla, und links eine kreisrunde von unten aufkochende Stelle im Meer, die Charybdis? Große, sich langsam wälzende Delphine beleben das Meer. Wir lassen das letzte spitze Horn von Sizilien links hinter uns, und wieder geht's hinaus auf das blaue, jetzt ruhige, sonnige Mittelmeer. In der Abenddunkelheit gegen 9 Uhr erscheint links das felsige Eiland von Capri; gegen 11 Uhr gleiten wir lautlos in den Golf von Neapel ein. Die Stadt bietet wieder das Bild einer italienischen Nacht; am Vesuv, der rechts dunkel mit zwei Gipfeln in den Himmel hineinragt, wollen einige Feuer sehen, wir sehen es nicht.

Schon um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr am 1. April werden wir alarmiert zur Doktorvisitation, die dann gegen 8 Uhr endlich stattfindet. Mittlerweile sind wir langsam in den inneren Hafen hineingeglitten und haben am Pier festgemacht, so daß man nach dem Frühstück bis 2 Uhr nach Belieben ans Land gehen kann. Wir nehmen (mit T. und dem jungen Holländer H.) einen Landauer zu einer Rundfahrt, welche aber durch immer stärker werdenden Regen nicht durchgeführt werden kann. Wir fahren eine prächtige Allee am Meer hinaus, wo die mittlerweile wieder wildgewordenen Wogen hoch heraufschlagen, und bringen eine ge-

nußreiche Stunde im Aquarium zu. Dann wollen wir eine echte italienische Osteria mit echtem Asti spumante und Gorgonzola kennen lernen, unser Kutscher setzt uns aber an einem Restaurant ab. Ein zweiter Versuch, eine Osteria zu finden, endigt wieder in einem sehr mäßigen Restaurant mit der Devise „teuer und schlecht“. Dann fahren wir zum Schiff, nicht eben sehr entzückt von unseren neapolitanischen Unternehmungen. T. und ich bummeln noch einmal in die Stadt hinauf und kommen gerade recht zur Abfahrt. Den Bundesbruder und Kollegen N., der hier am deutschen Spital ist, treffe ich leider nicht mehr auf dem Schiffe. Müde vom Lärm und Wein machen wir einen langen Schlaf, aus dem wir bei Regen und hochgehender See wieder aufwachen. Man hat keine rechte Heimat mehr auf dem Schiff, seit das große Sonnendeck zur Hälfte abgedeckt und unser langer Wandelgang wegen des Windes durch eine Segeltuchwand in der Mitte abgesperrt ist. Wir freuen uns daher um so mehr, bis wir morgen Mittag oder Abend in Genua wieder auf die feste Erde zurückkehren dürfen.

Während der Nacht ist das Meer sehr unruhig; man spürt im Bett die starken Bewegungen des Schiffes, das jetzt auch ziemlich von einer Seite zur andern „rollt“.

2. April. Morgens früh sehe ich — Mama bleibt vorsichtshalber zu Bett — links die Napoleonsinsel Elba, rechts ziemlich fern die italienische Küste liegen. Eine schneidende „Tramontana“, Wind von den Alpen her, weht und nimmt an Kälte noch zu, während das Meer wieder eher ruhiger wird. Nach Tisch rückt die italienische Küste näher und schon erblickt man vor uns in der Ferne Genua. Die Riviera di Levante mit ihrer fast ununterbrochenen Reihe von Städten und Städtchen, die bis hoch in die Berge hinaufgehen, bietet im blassen, etwas kalten Sonnenschein ein prachtvolles Panorama mit dem jetzt blau-grünen, bodenseefarbigem Meer davor. Ganz wundervoll aber baut sich im Halbkreis Genua selbst vor unsern Augen auf, hinaufsteigend bis nahe an die kahlen, burgzinnengekrönten Berggipfel. Um 3 Uhr gleiten wir in den Hafen unter den fröhlichen Klängen unserer Schiffskapelle und legen am Quai fest. Mama hat sich mittler-

weile auch auf Deck eingestellt, und nun geht's an ein Händedrücker und Hutschwenken — in einer halben Stunde zerstreut sich die so bunt zusammengewürfelte und eine Zeitlang so nah in Berührung gewesene Schiffsgesellschaft nach allen Himmelsrichtungen. Die Mehrzahl der Passagiere verläßt das Schiff, um auf rollenden Rädern der Heimat zuzueilen. Wieder neue Passagiere stellen sich ein mit Koffern und Kisten, es ist ein wirres Durcheinander, dem wir Gelegenheit geben, sich etwas zu legen, dann rücken wir aus. Zusammen mit dem guten Dichtering T. nehmen wir einen Wagen und besorgen zunächst das Nötigste: Geld, Zwicker und Billet für morgen früh nach Montreux. Dann stärken wir uns in einer kleinen Osteria am Hafen mit Asti und Gorgonzola, diesmal kein Reinfall, sondern spottbillig. Nach einem weiteren Ladenbummel durch die engen Gassen bei eisigem Wind bringen wir Mama ans Schiff zurück, wo wir (auf Einladung des Zahlmeisters wegen unserer Verdienste um Stellvertretung des kranken Schiffsdoktors F.) noch nächtigen wollen, um morgen früh 5.50 Uhr zur Bahn zu gehen. Ich gehe mit T. noch einmal zur Bahn, um den kürzesten Weg festzustellen und T. im Hotel einzuquartieren. Dann aufs Schiff zurück, wo mich der noch halb bettlägerige Doktor mit einer trefflichen Schweinsaxe und Bier bewirbt. Dann ins Bett. Bei unserer Absicht, auf dem Schiff zu übernachten, war die Sparsamkeit ausschlaggebend gewesen, aber wir hatten nicht bedacht, daß das Schiff im Hafen nicht auch schläft, sondern Ladung ausgibt und einnimmt. Welch einen Höllenlärm das macht, das muß man erfahren haben, um es zu würdigen. Bald ist's, als ob gefesselte Höllengeister ihre Ketten schüttelten, bald prasselnder Blitzschlag mit nachfolgendem Donnerrollen, bald erzittert das ganze Schiff unter einer hineinstürzenden Last, als wenn der rächende Polyphem einen Felsblock auf das Schiff geschmettert hätte. Und doch schläft der vielgewanderte Odysseus, ermüdet von den Irrfahrten des Tages, leidlich ruhig!

5. April. Ein ganzer Tag auf der Eisenbahn. Zuerst durch die Ausläufer der Apenninen, wo eben der Frühling erwacht und die ersten Blütenbäume prangen, dann

durch die einförmige oberitalienische Ebene, dann vorbei am lieblichen Lago maggiore mit seinen entzückenden Bildern, die ein treffliches Mittagessen im Speisewagen würzen. Dann hinein ins wilde Gebirge, an schäumenden Wasserstürzen und starrenden Felswänden vorbei, eine halbe Stunde, elektrisch fortbewegt, durch die Eingeweide des Simplon. Dann das Rhonetal hinunter zum blauen Lac Lemman. Im Nicodet finden wir eben noch Unterkunft. Mama ist sehr erkältet, aber trotz des schneidenden Winds machen wir noch einen kleinen Abendspaziergang und sehen die Sonne an den durch reichlichen Neuschnee ganz besonders prächtig garnierten Savoyer Alpen verglimmen.

4. April. Mama wacht wieder munterer auf; das Stechen auf der Brust von gestern Abend hat sich gelegt; nur hustet sie noch und niest und fühlt die bekannte Dumpfheit des katarrhalischen Zustands, wie ihn Vischers „Auch Einer“ so ergreifend schildert. Um 9 Uhr erst wird gefrühstückt, dann ein Blick auf den See vom Ufer aus, dann mit der ganz neuen elektrischen Bahn hinauf nach Glion. Herrlicher, sonniger, aber sehr frischer Morgen. Ein Blick auf die hier zusammengehäuften Wunder der Natur und Kultur nötigt uns das Geständnis ab: — „da kann die Tropenpracht und Vulkanwelt Javas nicht heran!“

Nach Tisch aufs Schiff. Die lieblichen Bilder des Lavaux werden durch den schneidenden Wind etwas beinträchtigt; doch macht es mir Freude, meiner guten neuen Lebensgefährtin alle die Punkte zu zeigen, die ich teils allein, teils mit meiner guten verstorbenen Frau durchwandert hatte. Um 3 Uhr landen wir in dem stillen Städtchen Lutry, um meinen alten Freund B. zu besuchen und uns von Herrn T. seine Abenteuer in Patagonien — viel schwieriger als die unseren, erzählen zu lassen. Gegen 5 Uhr bringt uns die elektrische Tram nach dem erstaunlich aufblühenden Lausanne. Wieder sind der Katarrh und der Wind Hindernis für reinen Genuß des Erschauten. Ein treffliches Abendessen im Restaurant Kugel bringt wieder fröhlichere Stimmung und lebhafte Debatte zwischen mir, dem Lobredner der Schweiz, und Mama, der

Verteidigerin unseres übrigen auch von mir im allgemeinen geschätzten Vaterlands. Leider müssen wir schon um 8 Uhr zur Bahn, um nicht allzuspät nach Montreux zurückzukommen, denn morgen früh —

5. April — geht's um 5.50 wieder auf die Bahn — nach Haus! Dieser Gedanke allein schon macht fröhliche Stimmung und Mut zur Überwindung der letzten Reismühsale.

In Neuchatel erwachen die Erinnerungen an die Pensionszeit unserer „Amsel“. Der Übergang über den Jura bringt die letzten schönen, wilden Gebirgsszenarien. Um 1 Uhr speisen wir im schönen neuen Bahnhof Basel vortrefflich zu Mittag, und nun geht's — zunächst über die holperige Schwelle der Zollgrenze — hinüber ins Badische, ins deutsche Vaterland! O hätten wir doch alle unsere Schmuggelartikel, Tee, Zigaretten Seide etc. etc. in unserem Handgepäck gehabt! — unbehelligt wäre alles durchgeschlupft. Wir sehen scheint's doch noch wie gute, ehrliche Schwaben aus. In Karlsruhe noch 1½ Stunden Vesperpause nach der sausen Fahrt durch's Rheintal hinunter an den durch Regen — den ersten Regen der ganzen Rückreise — na, in Java haben wir ja Regen genug genossen! — verschleierten Bergreihen des heimatlichen Schwarzwalds.

Gegen 9 Uhr sind wir wieder in unserem schönen trauten Heim, empfangen von den Willkommgrüßen lieber Freunde. Einer derselben schickt mir statt Blumen eine Flasche feinen Mosel, meiner Frau eine dito Burgunder: — er kennt unsere Lieblingsblume, der Gute! Und wenn ich nicht selbst Heimfreude empfunden hätte, so hätte mich die köstliche Freude Mamas an ihrem von ihr so schön gepflegten Heim hinreißen müssen. Sie hat sich schwer davon getrennt; es war ihr ein Opfer, so weit in die Ferne mitzugehen; sie hat viel durchgemacht: Heimweh, Seekrankheit, Entbehrungen mancher Art: — jetzt ist alles wieder gut, und ihre Freude erinnert mich an die schönen Jubeltöne, die mein verehrter Freund Richard Wagner seiner Elisabeth in den Mund legt:

„Dich, teure Halle, grüß ich wieder,
Froh grüß' ich dich, geliebter Raum!“



30 14